

Weihnachtsbränche in Siebenbrägen

28. 10. 1956	Südwestfunk, Studio Tübingen 17. 12. 56 II. Progr. 19. 30 - 20	
"	Südwestdeutsche Fernschallplatten, München, Dez. 1956	6. Dez. 1956
	Bremer Radio, Bremen, 24. 12. 1956	24. 12. 56
4. 10. 1957	Süddeutsches Rundfunk, Stuttgart	
16. 10. 57	Bayrischer Rundfunk, München	
30. 10. 57	Westdeutscher Rundfunk, Köln	
1. 10. 58	Österreichischer Rundfunk, Graz	
"	Norddeutscher Rundfunk, Hannover	
29. 10. 58	Hessischer Rundfunk, Radio-Lang, Frankfurt/M	
24. 9. 62	Langwitzer Rundfunk, Müritzen	
23. 10. 64	Tulzburger Volksblatt, Tulzburg	24. 12. 64
" "	Wann Lothar, Thurbzählung	1964 6. + 13. + 20. 12.
29. 10. 64	Völkischer Volksblatt, Müllfurt	
" "	Thurbzählung, Müllfurt	
" "	Buffelner Thurbzählung	20. 12. 64

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen

~~Von Heinrich Zilleh, Starnberg~~

Siebenbürgen wird von Teilen dreier Völker bewohnt, von Deutschen, Rumänen und Madjaren, und wer es vor der Sintflut des Jahres 1945 um die Weihnachtstage durchstreifte, den beglückten die vielfältigsten Bräuche, denen Stadt und Land freudig und natürlich nachkamen. Sie wandelten sich ab nach örtlicher Gepflogenheit, nach Wesen und Volkstum der Bewohner und entstammten oft den Mythen längst versunkener Vorzeit in einer vom Christentum veränderten und durchseelten Gestalt. Die meisten aber waren unmittelbar aus der Begegnung des Volksgeistes mit der Heilsgeschichte entsprossen, ins Anschauliche übersetzte Spiegelungen der weihnachtlichen Begebenheiten aus den Evangelien, wobei eine östliche und eine westliche Auslegung mitsprach. Wie der römisch-katholische Glaube und mehrere protestantische Konfessionen ist ja im Lande auch der byzantinische, die griechische Orthodogie, verwurzelt. Alle Kirchen standen sich duldsam gegenüber, obwohl sich jede einem bestimmten Volk zuwendete. Das vermehrte die Fülle der Sitten ebenso, wie zu deren Reichtum die nach Tälern und Höhen gegliederte Landschaft beitrug, was die Entstehung und Bewahrung von Eigenheiten der in sich geschlossenen kleinen Gebiete begünstigte.

Volkhafte, religiöse, dazu außerordentliche Unterschiede der Bildung wirkten also auf das Brauchtum ein und ließen es verwirrend üppig blühen, auch bei den Deutschen, die

man hier trotz ihrer moselfränkischen Stammesart Sachsen nennt. Man hätte meinen sollen, ihr auffallendes, aus großen geschichtlichen Leistungen genährtes Selbstbewußtsein und ihr berühmtes Zusammengehörigkeitsgefühl habe die völlige Angleichung ihrer Lebensweise von Ort zu Ort gefördert. Aber ein Volk hoher Kultur wünscht sich am wenigsten, in gleichförmigem Einerlei zu verflachen. Zur Aufnahme neuer Bräuche allerdings war die hellhörige, ihre ganze Gemeinschaft ständig spürsam umfassende Gesinnung der Sachsen gern bereit, sofern es sich um ein wirklich symbolkräftiges Gut handelte, das Herz und Auge mühelos überzeugte und für sich gewann.

Darum setzte sich vor mehr als einem Jahrhundert bis zum letzten Bauernhaus die allgemeine deutsche Sitte, den Heiligen Abend unter dem Lichterbaum in der Familie zu feiern, siegreich durch. Wir kennen das Jahr, als dies begann. Ein Däne brachte die Christanne 1830 zuerst nach Kronstadt, woher sie im Nu die übrigen Städte bezwang und bald auch die Landgemeinden entzückte. Rumänen und Madjaren ahmten das schimmernde Vorbild später genau so nach wie jedes andere Volk rund um den Erdball.

Ist es nicht seltsam, daß Angelsachsen und Russen Staaten und Kontinente unterwarfen, deutsche Eroberungen aber nur dann dauerhaft blieben, wenn sie nicht mit Waffen, sondern mit Tönen der Musik, mit Dichtungen oder philosophischen Erkenntnissen oder — selbst dies Erheiternde gehört her! — mit dem Dirndlkleid vollbracht wurden? Es waren wahrhaftige Eroberungen im Weltausmaß, und die schönsten, innerlichsten, immer noch weiter ausgreifende verdanken wir dem Weihnachtsbaum.

In Siebenbürgen stieß freilich die Kerzengeschmückte Tanne zwischen den beiden Weltkriegen gelegentlich auf den Widerstand engstirniger Politiker in Bukarest. Unter dem Vorwand, die Wälder müßten geschont werden, erließen sie das Verbot, aus den unermesslichen Forsten Bäume für die als fremd verlästerte Sitte zu schlagen. Doch stets zogen sie ihr Veto zurück, weil sich die Bevölkerung dagegen auflehnte, so daß der Christbaummarkt, obschon manchmal nur in letzter Stunde, im bunten Trubel der Völkereintracht auf den Rathausplätzen veranstaltet werden durfte.

Gegenüber der Lichtertanne, die auch bei den Nichtdeutschen in jährlich breiterem Umfang zum Mittelpunkt der Weihnachtsfreude wurde, verloren die älteren Bräuche an Gewicht. Sie schienen unwichtiger zu sein, doch beseitigen ließen sie sich keineswegs.

Wie vor Jahrhunderten liefen immer noch die rumänischen, in einigen Dörfern auch die deutschen Kinder, teils zur Adventszeit, teils am Heiligen Abend, mit dem oft von einer Kerze innen erhellten Papierstern auf der hohen Stange von Haus zu Haus und sangen die Sternendreherlieder, wofür sie eine Gabe empfingen. Diese singenden, im Abenddämmern hinter dem Stern herziehenden Buben waren ein unvergeßlicher Farbtupf im Bild der Weihnachtswochen. Mit ihnen schlang sich ein Band um die Völker, denn die Kleinen hielten bei jedem Hof an, dessen Herrn sie kannten, und das waren allemal auch einige Duzend sächsischer Bauern. Die Lieder hatten uralte Melodien auf pentatonischer Grundlage, was ihnen eine gewisse Einförmigkeit, jenes Leiernde verlieh, das uns von den Kinderliedern des eigenen Volkes vertraut ist. Die rumänischen Weihnachtsgefänge, die Colinden, sind vielfach heidnischen Ursprungs. Ihr Name — Colinda — geht auf das lateinische Calendae zurück, das einst den ersten Tag jedes Monats bezeichnete oder in der Fassung Festum Calendae den Anfangstag der großen antiken Volksfeierlichkeiten.

Bei den Sachsen begann der „Heilige Advent“ schon mit dem Katharinentag und führte zu den „Heiligen Tagen“ des eigentlichen Festes hin. „Kathrein stellt den Tanz ein“, hieß es; alle Unterhaltungen mußten damit aufhören. Weder durfte gefreit noch geheiratet werden. Mit violettem Tuch wurden Kanzel und Altar bekleidet. Am Vorabend zu St. Nikolaus, der auf den 6. Dezember fiel, stellten die Kinder in Stadt und Land die selbstgeputzten Schuhe zum „Einsacken“ ins Fenster und fanden darin am Morgen eine Rute, Back- und Zuckerwerk, Apfel und Nüsse. Vielerorts klopfte der

Nikolaus selber an die Türen, stapfte in Pelz und Schafstiefeln langbärtig zum Schrecken der Jungen und Mädel herein, drohte, lobte und schenkte, ließ sich ein Liedchen vorsingen, kurz, er betrug sich so, wie er es heute überall treibt, wo Deutsche wohnen. Indessen, er hatte seine siebenbürgische Eigenwilligkeit. In manchen Dörfern ritt er auf einem Schimmel heran. Die Leute legten vorher Stroh oder Heu vor das Tor, damit sein Roß etwas zum Fressen bekomme. Durch andere Gemeinden rollte er in einem von Ragen gezogenen Gefährt — so sagten die Alten. Erblickt hat ihn niemand dabei. Etliche Orte versicherten, sein Gespann seien Esel oder Mäuse. Er lärme und klirre, dieser polternde Christ, der eine germanische Überlieferung fortsetzt, wie er ja geradewegs aus dieser Ahnenecke emporstieg.

Mit dem ersten Adventstag veränderte sich das gesamte bäuerliche Leben. Die Erwartung trat in die Herzen ein, ein heimliches Verzaubertsein, eine stille Fröhlichkeit. Die Kinder lernten ihre Gedichte und Lieder. Die dörflichen Kapellen, die Adjutanten, probten fürs Turmblasen. Frauen und Mädchen gingen abends zur Gesangsprobe, tagsüber bucken sie wochenlang für die Weihnachtschmauserei im voraus.

Dort, wo die Sitten noch ungebrochen waren, richteten sich die adventlichen Vorbereitungen der Jugend und ihrer erwachsenen Helfer auf das Herodespiel oder in weitaus mehr Fällen auf die Christmette. Die Mühe galt besonders zwei lateinischen Hymnen, die im 9. Jh. entstanden sein dürften und mit deutschen Verseinstreuungen aus späterer Zeit gesungen wurden. Bei der Einwanderung um die Mitte des 12. Jhs. brachten die Sachsen diese Hymnen aus Deutschland wahrscheinlich schon mit, das „Puer natus“ und das „Duem pastores laudavere“. In Siebenbürgen erfuhren die Letzte manche Abwandlung. Sie wurden zersungen bis zur Unverständlichkeit, doch immer wieder fanden sich Schulmeister, welche sie von der Verballhornung befreiten. „Freundliche“ Schulmeister nannte man diese Lehrer, weil sie sich nicht bloß um ihre ABC-Schützen sondern auch ums Volk und seine Sitten kümmerten. Auf ihnen lag die Hauptlast der vorweihnachtlichen Arbeit.

Erstaunlich ist, daß man an den lateinischen mit deutschen Versen unterbrochenen Hymnen zäh festhielt, obwohl die Bauern sie schwerlich verstehen konnten und die sächsische lutherische Landeskirche, jene gleicherweise aufs Evangelium wie auf die nationale Gemeinschaft gegründete bemerkenswerteste Volkskirche der Welt, lateinische Wendungen weder in der Liturgie noch im Choral kannte. In den beiden, tren bewahrten Hymnen allein wirkte noch die katholische und außerdem die humanistische Vergangenheit der Reformationsjahrzehnte nach, als von den Gelehrten der sächsischen Städte ein Strom geistiger Erneuerung auf ganz Südosteuropa ausfloß. Aus bäuerlichem Mund tönte nun die lateinische sakrale und Bildungssprache wie ein später rührender Nachklang des Gesanges der Scholaren, die in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Bistritz dieselben Carmina jubelten, die sie dann an den deutschen Universitäten sangen.

Im Dorf Rode und in anderen Orten wählten sich in der ersten Adventwoche die vier besten Schüler der obersten Volksschulkasse durch Aufruf abwechselnd immer je einen Kameraden zur Seite, bis schließlich vier Abteilungen beisammenstanden, die Ehrgeiz und Eifer wie Pech und Schwefel bis zum Heiligen Abend verband. Nach den vier Gruppen vollzog sich auch in der Elternschaft eine harmlose Parteibildung, denn Väter und Mütter beobachteten stolz und besorgt, ob sich ihre Söhne bewährten. Deren Aufgabe lag darin, die ihrem Häuflein zukommenden Teile des Duempas-Singens möglich gut zu beherrschen und außerdem einen schönen „Christleuchter“ anzufertigen, den sie als Zeichen ihrer Gruppe, als Fahne gewissermaßen, aufsaßen, zugleich aber als jenes Inbild des Festmonats, das zuletzt gewürdigt wurde, in der Weihnacht beim Altar des Gotteshauses aufgezogen zu werden.

Der Christleuchter bestand aus einem Stangengestell von oft erheblicher Größe, das mit Papierblumen, Kränzen aus Wintergrün und Kerzen besteckt wurde. Er glich mit

seiner pyramidischen Form einem Bäumchen und mag ein sehr alter Vorläufer der Weihnachtstanne gewesen sein, derart, daß man ihn schließlich wirklich durch eine solche ersetzte, was zum erstenmal nicht in Siebenbürgen sondern irgendwo in Deutschland geschehen ist.

Neben der Einübung der Lieder war der Inhalt des jugendlichen Dorflebens die Anfertigung dieses Leuchters. Das für ihn bestimmte Wintergrün zu holen, zog die Schule in den Wald. Durch Hornsignale versammelt, oft begleitet von den Adjuvanten, marschierte sie durchs Dorf ins Freie und vollführte mit Trompeten ein unbändiges Geschmetter, um Bären und Wölfe zu verschrecken. Am Ziel ordneten sich die vier Abteilungen der Knaben und als fünfte die Mädchen. Auf ein Zeichen stürmten die Jungen ins Dickicht, während ihre Führer Bäume fällten, zerkleinerten und zum Scheiterhaufen aufschichteten. Wer den größten zustandebrachte und das höchste Feuer auflodern ließ, lockte die Lehrer und Mädchen zu sich. Waren die Körbe von Wintergrün voll, so wurde im Anhauch der wärmenden Flammen gegessen, gelacht und gesungen.

Am letzten Adventsonntag gebot die Citta die Fertigstellung des Leuchters, wobei die zur Hilfe heraneilenden Väter dazu weiße Blumen aus Holunderstämmen und Hartholz schnitzten oder sie auch aus Sumpfpflanzen austachen. Zum Schmuck des Grüns gesellte man die Judenfische.

Jetzt oder manchmal erst an den Festtagen ging das Herodesspiel über die Bühne des Gemeindefaals jener Dörfer, wo es herkömmlich war. Wir besitzen darüber eine köstliche Schilderung vom Dichter Erwin Wittstock, der heute noch unter dem Schatten Rußlands im völlig veränderten Siebenbürgen lebt. Mit dem Gesang des Quempas hob es an, dann öffnete sich der Vorhang und gab den Blick auf den bösen Herodes frei, der bekleidet mit schwarzem Frack, weißen Hosen, eine Krone auf dem Haupt, finster und überheblich thronte. An der Brust hing ihm die österreichische Scharfschützenmedaille, dazu ein Feuerwehrazzeichen und der kaiserliche Orden, den, wie alle Zuschauer wußten, der Apotheker des Ortes als Neffe eines Generals geerbt hatte. Herodes aber sprach:

O hoch erhabenes Glück!
Heut lachest du mich an,
Da ich im Frieden sitz
Mit Glorie angetan.

Nun huldigte ihm sein Gefolge, das in Husarenuniformen staß, worauf er zur Seite trat, um der heiligen Familie, den Hirten auf dem Felde und den Weisen aus dem Morgenlande den Platz zu räumen, zwischen denen das übliche Krippenspiel, unterbrochen von Chorälen, ablief. Aber die Weisen betrugen sich plötzlich sehr unweise. Sie begrüßten, nachdem sie das Jesuskindlein angebetet und beschenkt hatten, höflich, wie sie waren, den im Hintergrund wartenden Herodes mit den Worten:

Glück zu! König in deiner Kron,
Wir Weisen hier vor deinem Thron,
Es hat uns hergebracht ein neuer Schein;
Es muß der Juden König sein!

Ach, wie sich die Haare des Tyrannen sträubten, als er rief:

Das macht mir rechte Herzenspein,
Daß neben mir ein neuer König sollte geboren sein!

Flugs beorderte er die Priester vor sich, die es ja wissen mußten, wie es um die Mär bestellt sei. Sie blätterten in der Schrift, sie verkündeten die Prophezeiung, und schon befahl der Schreckliche, das Kindlein zu suchen, indessen die jäh klug gewordenen Weisen, unterstützt von herbeiflatternden Engeln, Josef und Maria bewogen, dem Stern nachzufolgen ins Agyptenland. Das geschah ohne Verzug. Betrogen blieb der König zurück. Freilich, er gab sich noch nicht geschlagen.

Drum, ihr Husaren!
Lut eure Grausamkeit nicht sparen,
Würgt die Kinder insgemein,
Die zweijährig und darunter sein.

Es waren gehorsame Soldaten, und daß sie gerade Husaren sein mußten, läßt Rückschlüsse zu auf manchen Strauß, den die Siebenbürger Sachsen mit den Ungarn zu bestehen hatten. Nun meldeten die Husaren sich ab:

Wir sind willig und bereit.
Wir wollen hauen, wir wollen ringen
Und alle zweijährigen Kinder umbringen.

So trieben sie es denn auch, aber das Jesuskindlein fanden sie mit nichten.

Das war das Herodespiel, das knapp vor dem zweiten Weltkrieg neue Verbreitung fand, aber dies ist inzwischen schon wieder Geschichte geworden.

Der Weihnachtstag, „Kräfttag“ nannte man ihn, wurde am „Christsonnabend“, am 24. Dezember vormittag eingeläutet. Dabei gingen die Bauern, wie sie es zu Silvester, am „Jahresabend“, wiederholten, in den Garten und umwanden die Obstbäume mit Stroh, um sie fruchtbar zu machen, doch das Vieh bedachten sie nicht besonders. Dem gezielte erst am 1. Januar eine ungewöhnliche Fürsorge. Aus einem Wasserkrug, auf dessen Grund Silbermünzen lagen, wurde es getränkt. Das Geld gehörte dem Knecht, der am frühesten fütterte. Diese Gunst ist verständlich, denn in der Neujahrsnacht können die Kinder sprechen, und wer begnadet ist, hört, was sie sagen. Am Heiligen Abend waren sie stumm. Dafür die Kinder umso lauter.

Die Drei- bis Sechsjährigen rannten am Nachmittag durchs Dorf und riefen in die Höfe hinein: „En Kräftwurst äs meny, en half firtl gebrunte weny äs meny, ir foter, ir motter, ir Lisi sele liewen.“ Ins Hochdeutsche übersetzt, heißt das: „Eine Christwurst ist mein, ein halb Viertel Branntwein ist mein, euer Vater, eure Mutter, eure Liese sollen leben.“ Und am nächsten Tag durften die Kleinen sich die Wurst holen und das halb Viertel Branntwein, das, wie wir hoffen wollen, nicht sie, sondern ihr großer Bruder sich hinter die Binde goß.

Nach dem einstündigen Vespergeläute fand, wenn die Dämmerung sank, ein Gottesdienst statt, die Weihnachtsfeier des ganzen Dorfes. Dabei saßen die Bauern in der festlichen Tracht, umringt von ihren Söhnen und Töchtern, bis zu den Stufen des Altars hin, jedes ein Lichtlein in der Hand, die Frauen und Mädchen noch einen Blumenstrauß dazu. Und klang die Orgel zum letztenmal an, erhielten die Kinder ein Geschenk. Dann zog alles heim. Die Patinnen, Körbe am Arm, besuchten schnell ihre Taufkinder und steckten ihnen Gaben zu. In den Häusern durften die Kerzen der Christbäume erst angezündet werden, wenn hoch vom Kirchturm die Adjuvanten das „Stille Nacht, heilige Nacht“ über die verschneiten Höfe trompetet hatten.

Zu Mitternacht läuteten die Glocken nochmals und an vielen Orten wurde das „Puer natus“ vom Turm herab geblasen. Schon vier, höchstens fünf Stunden später, lange ehe es tagte, riefen die Glocken zur Christmette. Niemand schloß sich davon aus. Selbst die Kleinen, eben gehfähig gewordenen Knirpse fehlten nicht. Auf dem Weg zum Gotteshaus grüßten die Heranschreitenden in ihren schweren Kirchenpelzen einander mit ernstem Segenswunsch.

Die vier Bubengruppen, um ihren strahlenden Leuchter versammelt, stellten ihn vor oder auf den Altar, und jeder Knabe faßte ihn einmal an, als gelte es, sich durch die Berührung zu weihen. Die weißgekleideten Mädchen standen dicht geschart im Chor. Unter Orgelbegleitung begann im Wechselgesang das Quempas-Lied, wobei die Abteilungen je einen Vierzeiler sangen, wonach die Gemeinde mit dem „Trent euch von Herzen“ einfiel und hierauf die Mädchen allein eine Strophe hinzufügten. So floß das lange

Gedicht im Hin und Her der hellen und dunklen Stimmen durch die Kirchenhalle. Die Verkündigung, groß und erschütternd, von allen nach alter Regel zuchtvoll und mit überwältigender Würde vorgetragen, hatte in diesem Wechselgesang die Wucht einer überirdischen Offenbarung und wurde zum schimmernden, das ganze Dorf umschließenden unvergesslichen Ereignis. Es war ein Gottesdienst, an dem jeder teil hatte, den jeder selbst vollzog, doch gehörte der Jugend, der Geburtsstunde des Heilands gemäß, die führende Rolle.

Zu diesen Bräuchen kamen noch manche andere in verschiedenen Orten, so etwa mitten in der Heiligen Nacht die Sonnwendfeuer auf den Höhen, oder es zogen die Burschen auf einen Berg und schlangen Fackeln, an deren oberem Ende dicke Strohbüsche befestigt waren, um die Flamme zu vergrößern. Die Knechte betrieben das „Ansingern“ vor den Hofstören mit dem alten „Korarund“, auch hier wieder ein lateinisches, von deutschen Verszeilen durchflochtenes Erbe aus vorreformatorischer Zeit. Bei der häuslichen Bescherungsfeier trat oft, wenn der Christbaum brannte, der „Krisbaum“, der „heilig Kräft“, der „Krampus“, der „Gotsbourich“, der „Pielzmiertern“ und wie er sonst noch hieß, zu den Kindern, erschreckte und beschenkte sie.

Vergessen sei nicht, daß diese Bräuche, ob sie heidnisch oder christlich waren, so gläubig, wie sie befolgt wurden, die Seelen tief anrührten mit der Ahnung des Überirdischen und der Wende, die jeder nahe fühlte. Darauf folgte dann am ersten und zweiten Festtag, gleichsam als ein Zeichen der Rückkehr ins Irdische, die Lust am Essen und Trinken, die aber diesmal nie ausartete. Die Bauern versäumten dabei nicht, des Pfarrers und Lehrers zu gedenken. Einst war nicht Weihnachten, sondern Neujahr der Tag des Beschenkens gewesen und blieb es weiterhin gegenüber den Geistlichen und Schulmeistern, denen erst zu Silvester, wenn die Patentkinder in Zuckerteig ihr „Giorsken“, das „Jährchen“, entgegennahmen, auch eine Gabe zustand, dem Pfarrer das „weiße und grüne Jahr“, nämlich Eier und Obst, dem Lehrer ein Geldstück, das ihm die Schüler, in einen Apfel gesteckt, überreichten.

So erschöpfte sich die Christzeit in Siebenbürgen nicht nur mit der Stunde unter dem Weihnachtsbaum, obwohl diese immer gebieterischer, besonders in der Stadt, zum Gipfel der Festtage wurde; Advent, die hohen zwei Tage, ja Neujahr verknüpften sich mit den Wochen voll Erwartungen, Bräuchen und kultischem Bann zu einem ganzen Weihnachtsmonat.

Als im Januar 1945 alle Frauen und Mädchen vom 18. bis 30. und alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr von den Sowjets zur fünfjährigen Fron in die Donesgruben verschleppt wurden, woher jeder achte nicht wieder zurückkehren sollte, und die bunten Weihnachtsbräuche nur mehr still von den um Gut, Feld und Hof gebrachten Daheimgebliebenen gefeiert werden konnten, da schmückten die Kinder dennoch den Schulraum mit Adventskranz und weiß Gott aus welchen Verstecken hervorgeholten Kerzen, und ein Mädchen sagte plötzlich: „Wir wollen jetzt auch für meinen Vater beten“. Dies sagte so ein verlassenes Wesen, und wie sie dann alle beteten, war, wie man uns berichtete, die Fülle der alten Sitten und Gebräuche zusammengeschrumpft auf das eine Ungeheuer, daß Kindermund zu Weihnachten keinen anderen Wunsch hatte, als den Heiland anzurufen, damit er helfe.

Wenn wir heuer beim Lichterbaum sitzen, so mögen wir uns erinnern, daß dort fern in Siebenbürgen noch 170 000 Deutsche leben und wie das Kind in dieser Stunde auch nur um eine Gabe flehen, um die Hilfe des Heilands.

Süddeutsche Heimatblätter, München, 1956, Seite 134-139

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen

Siebenbürgen wird von Teilen dreier Völker bewohnt, von Deutschen, Rumänen und Magyaren, und wer es vor der Sintflut des Jahres 1945 um die Weihnachtstage durchstreifte, den beglückten die vielfältigsten Bräuche, denen Stadt und Land freudig und natürlich nachkamen. Sie wandelten sich ab nach örtlicher Gepflogenheit, nach Wesen und Volkstum der Bewohner und entstammten oft den Mythen längst versunkener Vorzeit in einer vom Christentum veränderten und durchseelten Gestalt. Die meisten aber waren unmittelbar aus der Begegnung des Volksgeistes mit der Heilsgeschichte entsprossen, ins Anschauliche Übersetzte Spiegelungen der weihnachtlichen Begebenheiten aus den Evangelien, wobei eine östliche und eine westliche Auslegung mitsprach. Wie der römisch-katholische Glaube und mehrere protestantische Konfessionen ist ja im Lande auch der byzantinische, die griechische Orthodoxie, verwurzelt. Alle Kirchen standen sich duldsam gegenüber, obwohl sich jede einem bestimmten Volk zuwendete. Das vermehrte die Fülle der Sitten ebenso, wie zu deren Reichtum die nach Tälern und Höhen gegliederte Landschaft beitrug, ~~was~~ die Entstehung und Bewahrung von Eigenheiten der in sich geschlossenen kleinen Gebiete begünstigte.

Volkhafte, religiöse, dazu außerordentliche Unterschiede der Bildung wirkten also auf das Brauchtum ein und ließen es verwirrend üppig blühen, auch bei den Deutschen, die man hier trotz ihrer moselfränkischen Stammesart Sachsen nennt. Man hätte meinen sollen, ihr auffallendes, aus großen geschichtlichen Leistungen genährtes Selbstbewußtsein und ihr berühmtes Zusammengehörigkeitsgefühl habe die völlige Angleichung ihrer Lebensweise von Ort zu Ort gefördert. Aber ein Volk hoher Kultur wünscht sich am wenigsten, in gleichförmigen Einerlei zu verflachen. Zur Aufnahme neuer Bräuche allerdings war die hellhörige, ihre ganze Gemeinschaft ständig spürsam umfassende Gesinnung der Sachsen

gern bereit, sofern es sich um ein/ wirklich symbolkräftiges Gut handelte, das Herz und Auge mühelos überzeugte und für sich gewann.

Darum setzte sich vor mehr als einem Jahrhundert bis zum letzten Bauernhaus die allgemeine deutsche Sitte, den Heiligen Abend unter dem Lichterbaum in der Familie zu feiern, siegreich durch. Wir kennen das Jahr, als dies begann. Ein Däne brachte die Christtanne 1830 zuerst nach Kronstadt, woher sie im Nu die übrigen Städte bezwang und bald auch die Landgemeinden entzückte. Rumänen und Madjaren ahmten das schimmernde Vorbild später genau so nach wie jedes andere Volk rund um den Erdball.

Ist es nicht seltsam, daß Angelsachsen und Russen Staaten und Kontinente unterwarfen, deutsche Eroberungen aber nur dann dauerhaft blieben, wenn sie nicht mit Waffen, sondern mit Tönen der Musik, mit Dichtungen oder philosophischen Erkenntnissen oder - selbst dies Erheiternde gehört her! - mit dem Birndlkleid vollbracht wurden? Es waren wahrhaftige Eroberungen im Weltmaß, und die schönste, innerlichste, immer noch weiter ausgreifende verdanken wir dem Weihnachtsbaum.

In Siebenbürgen stieß freilich die kerzengeschmückte Tanne zwischen den beiden Weltkriegen gelegentlich auf den Widerstand engstirniger Politiker in Bukarest. Unter dem Vorwand, die Wälder müßten geschont werden, erließen sie das Verbot, aus den unermesslichen Forsten Bäume für die als fremd verächtete Sitte zu schlagen. Doch stets zogen sie ihr Veto zurück, weil sich die Bevölkerung dagegen auflehnte, so daß der Christbaummarkt, obschon manchmal nur in letzter Stunde, im bunten Trubel der Völkereintracht auf den Rathausplätzen veranstaltet werden durfte.

Gegenüber der Lichtertanne, die auch bei den Nichtdeutschen in jährlich breiterem Umfang zum Mittelpunkt der Weihnachtsfreude wurde, verloren die älteren Bräuche an Gewicht. Sie schienen unwichtiger zu sein, doch beseitigen ließen sie sich keineswegs.

Wie vor Jahrhunderten liefen immer noch die rumänischen, in einigen Dörfern auch die deutschen Kinder, teils zur Adventszeit, teils am Heiligen Abend, mit dem oft von einer Kerze innen erhellten Papierstern auf der hohen Stange von Haus zu Haus und sangen die Sterndreherlieder, wofür sie eine Gabe empfingen. Diese singenden, im Abenddämmern hinter dem Stern herziehenden Buben waren ein unvergeßlicher Farbtupf im Bild der Weihnachtswochen. Mit ihnen schlang sich ein Band um die Völker, dann die Kleinen hielten bei jedem Hof an, dessen Herrn sie kannten, und das waren allemal auch einige Dutzend sächsischer Bauern. Die Lieder hatten uralte Melodien auf pentatonischer Grundlage, was ihnen eine gewisse Einförmigkeit, jenes Leiernde verlieh, das uns von den Kinderliedern des eigenen Volkes vertraut ist. Die rumänischen Weihnachtsgesänge, die Colinden, sind vielfach heidnischen Ursprungs. Ihr Name - Colinda - geht auf das lateinische Calendae zurück, das einst den ersten Tag jedes Monats bezeichnete oder in der Fassung Festum Calendae den Anfangstag der großen antiken Volksfeierlichkeiten.

Bei den Sachsen begann der "Heilige Advent" schon mit dem Katharinentag und führte zu den "Heiligen Tagen" des eigentlichen Festes hin. "Kathrein stellt den Tanz ein", hieß es; alle Unterhaltungen mußten damit aufhören. Weder durfte gefreit noch geheiratet werden. Mit violettem Tuch wurden Kanzel und Altar bekleidet. Am Vorabend zu St. Nikolaus, der auf den 6. Dezember fiel, stellten die Kinder in Stadt und Land die selbst geputzten Schuhe zum "Einsacken" ins Fenster und fanden darin am Morgen eine Rute, Back- und Zuckerwerk, Apfel und Nüsse. Vielerorts klopfte der Nikolaus selber an die Türen, stapfte in Pelz und Schaftstiefeln langbärtig zum Schrecken der Jungen und Mädchen herein, drohte, lobte und schenkte, ließ sich ein Liedchen vorsingen, kurz, er betrug sich so, wie er es heute überall treibt, wo Deutsche wohnen. Indessen, er hatte seine siebenbürgische Eigenwilligkeit. In manchen Dörfern ritt er auf einem Schimmel heran. Die Leute legten vorher Stroh oder Heu vor das Tor, damit sein Roß etwas zum Fressen bekomme. Durch andere Gemeinden rollte er in

einem von Katzen gezogenen Gefährt - so sagten die Alten. Erblickt hat ihn niemand dabei. Etliche Orte versicherten, sein Gespann ^{seien} Madam Esel oder Mäuse. Er lärme und klirre, dieser polternde Christ, der eine germanische Überlieferung fortsetzt, wie er ja geradewegs aus dieser Ahnen-ecke emporstieg.

Mit dem ersten Adventstag veränderte sich das gesamte bauerliche Leben. Die Erwartung trat in die Herzen ein, ein heimliches Verzaubertsein, eine stille Fröhlichkeit. Die Kinder lernten ihre Gedichte und Lieder. Die dörflichen Kapellen, die Adjuvanten, probten fürs Turmblasen. Frauen und Mädchen gingen abends zur Gesangsprobe, tagsüber bucken sie wochenlang für die Weihnachtsschmauserei im voraus.

Dort, wo die Sitten noch ungebrochen waren, richteten sich die adventlichen Vorbereitungen der Jugend und ihrer erwachsenen Helfer auf das Herodesspiel oder in weitaus mehr Fällen auf die Christmette. Die Mühe galt besonders zwei lateinischen Hymnen, die im 9. Jahrhundert entstanden sein dürften und mit deutschen Verseinstreuungen aus späterer Zeit gesungen wurden. Bei der Einwanderung um die Mitte des 12. Jahrhunderts brachten die Sachsen diese Hymnen aus Deutschland wahrscheinlich schon mit, das "Puer natus" und das "Quem pastores laudavere". In Siebenbürgen erfuhren die Texte manche Abwandlung. Sie wurden gesungen bis zur Unverständlichkeit, doch immer wieder fanden sich Schulmeister, welche sie von der Verballhornung befreiten. "Freundliche" Schulmeister nannte man sie, weil sie sich nicht bloß um ihre ABC-Schützen sondern auch ums Volk und seine Sitten kümmerten. Auf ihnen lag die Hauptlast der vorweihnachtlichen Arbeit.

Erstaunlich ist, daß man an den lateinischen mit deutschen Versen unterbrochenen Hymnen zäh festhielt, obwohl die Bauern sie schwerlich verstehen konnten und die sächsische lutherische Landeskirche, jene gleicherweise aufs Evangelium wie auf die nationale Gemeinschaft gegründete bemerkenswerteste Volkskirche der Welt, lateinische Wendungen weder in

der Liturgie noch im Choral kannte. In den beiden, treu bewahrten Hymnen allein wirkte noch die katholische und außerdem die humanistische Vergangenheit der Reformationsjahrzehnte nach, als von den Gelehrten der sächsischen Städte ein Strom geistiger Erneuerung auf ganz Südosteuropa ausfloß. Aus bürgerlichem Mund tönte nun die lateinische sakrale und Bildungssprache wie ein später rührender Nachklang des Gesanges der Scholaren, die in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Bistritz dieselben Carmina jubelten, ehe sie sie dann an den deutschen Universitäten sangen.

In Dorf Rode und in anderen Orten wählten sich in der ersten Adventwoche die vier besten Schüler der obersten Volksschulklassen durch ^{immer} ~~abwechselnd~~ (je einen Kameraden zur Seite, ^{bis} ~~so daß~~ schließlich vier Abteilungen beisammenstanden, die Ehrgeiz und Eifer wie Pech und Schwefel bis zum Heiligen Abend verband. Nach den vier Gruppen vollzog sich auch in der Elternschaft eine harmlose Parteibildung, denn Väter und Mütter beobachteten stolz und besorgt, ob sich ihre Söhne bewährten. Deren Aufgabe lag darin, die ihrem Häuflein zukommenden Teile des Quempas-Singens möglich gut zu beherrschen und außerdem einen schönen "Christleuchter" anzufertigen, den sie als Zeichen ihrer Gruppe, als Fahne gewissermaßen, auffaßten, zugleich aber als ^{Jesus} ~~ein~~ Inbild des Festmonats, das zuletzt ^g ~~gewürdigt~~ wurde, in der Weihnacht beim Altar des Gotteshauses aufgepflanzt zu werden.

Der Christleuchter bestand aus einem Stangengestell von oft erheblicher Größe, das mit Papierblumen, Kränzen aus Wintergrün und Kerzen besteckt wurde. Er glich mit seiner pyramidischen Form einem Bäumchen und mag ein sehr alter Vorläufer der Weihnachtstanne gewesen sein, derart, daß man ihn schließlich wirklich durch eine solche ersetzte, was zum erstenmal nicht in Siebenbürgen sondern irgendwo in Deutschland geschehen ist.

Neben der Einübung der Lieder war der Inhalt des jugendlichen Dorflebens, dieses Leuchters. Das für ihn bestimmte Wintergrün zu holen, zog

die Anfertigung

die Schule in den Wald. Durch Hornsignale versammelt, oft begleitet von den Adjuventen, marschierte sie durchs Dorf ins Freie und vollführte mit Trompeten ein unbändiges Geschmetter, um Bären und Wölfe zu verscheuchen. Am Ziel ordneten sich die vier Abteilungen der Knaben und als fünfte die Mädchen. Auf ein Zeichen stürzten die Jungen ins Dickicht, während ihre Führer Bäume fällten, zerkleinerten und zum Scheiterhaufen aufschichteten. Heiß den größten zustandebrachte und das höchste Feuer auflodern ließ, lockte die Lehrer und Mädchen zu sich. Waren die Körbe von Wintergrün voll, so wurde im Anhauch der wärmenden Flammen gegessen, gelacht und gesungen.

Am letzten Adventsonntag gebot die Sitte die Fertigstellung des Leuchters, wobei die zur Hilfe heraneilenden Väter dazu weiße Blumen aus Nelanderstämchen und Hartholz schnitzten oder sie auch aus Sumpfpflanzen ausstachen. Zum Schmuck des Grüns gesellte man die Judenkirsche.

Jetzt oder manchmal erst an den Festtagen ging das Herodesspiel über die Bühne des Gemeindesaals jener Dörfer, wo es herkömmlich war. Wir besitzen darüber eine köstliche Schilderung vom Dichter Erwin Wittstock, der heute noch unter dem Schatten Rußlands in ~~xi~~ völlig veränderten Siebenbürgen lebt. Mit dem Gesang des Quempas hob es an, dann öffnete sich der Vorhang und gab den Blick auf den bösen Herodes frei, der bekleidet mit schwarzem Prack, weißen Hosens, eine Krone auf dem Haupt, finster und Überheblich thronte. An der Brust hing ihm die österreichische Scharfschützenmedaille, dazu ein Feuerweh^erabzeichen und der kaiserliche Orden, den, wie alle Zuschauer wußten, der Apotheker des Ortes als Neffe eines Generals geerbt hatte. Herodes aber sprach:

O hoch erhabenes Glück!
Heut lachest du mich an,
Da ich im Frieden sitz,
Mit Glorie angetan.

Nun huldigte ihm sein Gefolge, das in Husarenuniformen stak, worauf er zur Seite trat, um der heiligen Familie, den Hirten auf den Felde und den Weisen aus dem Morgenlande den Platz zu räumen, zwischen denen sich

das Übliche Krippenspiel, unterbrochen von Chorkülen, ablief. Aber die Weisen betrogen sich plötzlich sehr unweise. Sie begrüßten, nachdem sie das Jesuskindlein angebetet und beschenkt hatten, höflich, wie sie waren, den im Hintergrund wartenden Herodes mit den Worten:

Glück zum König in deiner Kron,
Wir Weisen hier vor deinem Thron,
Es hat uns hergebracht ein neuer Schein;
Es muß der Juden König sein!

Ach, wie sich die Haare des Tyrannen sträubten, als er rief:

Das macht mir rechte Herzenspein,
Daß neben mir ein neuer König sollte geboren sein!

Flugs beorderte er die Priester vor sich, die es ja wissen mußten, wie es um die KHR bestellt sei. Sie blättertten in der Schrift, sie verkündeten die Prophezeiung, und schon befahl der Schreckliche, das Kindlein zu suchen, indessen die jäh kling gewordenen Weisen, unterstützt von herbeiflatternden Engeln, Josef und Maria bewogen, den Stern nachzufolgen ins Ägyptenland. Das geschah ohne Versag. Betrogen blieb der König zurück. Freilich, er gab sich noch nicht geschlagen.

Dum, ihr Hasaren!
Tut eure Grausamkeit nicht sparen,
Würgt die Kinder insgesamt,
Die zweijährig und darunter sein.

Es waren gehorsame Soldaten, und daß es gerade Hasaren sein mußten, läßt Rückschlüsse zu auf manchen Strauß, den die Siebenbürger Sachsen mit den Ungarn zu bestehen hatten. Nun meldete ^{sie} sich: ~~unwahrhaftig~~

Wir sind willig und bereit.
Wir wollen hauen, wir wollen ringen
Und alle zweijährigen Kinder unbringen.

So trieben sie es denn auch, aber das Jesusknäblein fanden sie mit nichten.

Das war das Herodesspiel, das knapp vor dem zweiten Weltkrieg neue Verbreitung fand, aber das ist inzwischen schon wieder Geschichte geworden.

Der Weihnachtstag, "Kräfttag" nannte man ihn, wurde am "Christeonnabend", am 24. Dezember vormittag eingeläutet. Dabei gingen die Bauern, wie sie es zu Silvester, am "Jahresabend", wiederholten, in den Garten und umwanden die Obstbäume mit Stroh, um sie fruchtbar zu machen, doch

das Vieh bedachten sie nicht besonders. Dem geizte erst am 1. Januar eine ungewöhnliche Fürsorge. Aus einem Wasserkrug, auf dessen Grund Silbermünzen lagen, wurde es getränkt. Das Geld gehörte dem Knecht, der am frühesten fütterte. Diese Gunst ist verständlich, denn in der Neujahrsnacht können die Rinder sprechen, und wer begnadet ist, hört, was sie sagen. Am Heiligen Abend waren sie stumm. Dafür die Kinder umso lauter.

Die Drei- bis Sechsjährigen raunten am Nachmittag durchs Dorf und riefen in die Höfe hinein: "En Krüstwurst is meny, ~~en~~ half firtl gebrunte weny is meny, ir feter, ir metter, ir Lisi sele liewen." Ins Hochdeutsche übersetzt, heißt das: "Eine Christwurst ist ^mein, ein ~~halb~~ Viertel Brantwein ist mein, euer Vater, eure Mutter, eure Liese sollen leben." Und am nächsten Tag durften die Kleinen sich die Wurst holen und das ^{halb} Viertel Brantwein, das, wie wir hoffen wollen, ihr nicht sie, sondern ihr großer Bruder sich hinter die Binde goß.

Nach dem einstündigen Vespergelläute fand, wenn die Dämmerung sank, ein Gottesdienst statt, die Weihnachtsfeier des ganzen Dorfes. Dabei saßen die Bauern in der festlichen Tracht, umringt von ihren Söhnen und Töchtern, bis zu den Stufen des Altars hin, jedes ein Lichtlein in der Hand, die Frauen und Mädchen noch einen Blumenstrauß dazu. Und klang die Orgel zum letztenmal an, erhielten die Kinder ein Geschenk. Dann zog alles heim. Die Patänen, Körbe am Arm, besuchten schnell ihre Taufkinder und steckten ihnen Gaben zu. In den Häusern durften die Kerzen der Christbäume erst angezündet werden, wenn hoch vom Kirchturm die Adjunkten das "Stille Nacht, heilige Nacht" über die verschneiten Höfe trompetet hatten.

Zu Mitternacht läuteten die Glocken nochmals und an vielen Orten wurde das "Puer natus" vom Turm herabgeblasen. Schon vier, höchstens fünf Stunden später, lange ehe es tagte, riefen die Glocken zur Christmette. Niemand schloß sich davon aus. Selbst die kleinen, eben gehfähig gewordenen Knirpse fehlten nicht. Auf dem Weg zum Gotteshaus grüßten die Heranschreitenden in ihren schweren Kirchenpelzen einander

mit ernstem Segenswunsch.

Die vier Bubengruppen, um ihren strahlenden Leuchter versammelt, stellten ihn vor oder auf den Altar, und jeder Knabe faßte ihn einmal an, als gelte es, sich durch die Berührung zu weihen. Die weißgekleideten Mädchen standen dicht geschart im Chor. Unter Orgelbegleitung begann im Wechselgesang das Quempas-Lied, wobei die Abteilungen je einen Vierzeiler sangen, wonach die Gemeinde mit dem "Freut euch von Herzen" einfiel und hierauf die Mädchen allein eine Strophe hinzufügten. So floss das lange Gedicht im Hin und Her der hellen und dunklen Stimmen durch die Kirchenhalle. Die Verkündigung, groß und erschütternd, von allen nach alter Regel suchtvoll und mit überwältigender Würde vorgelesen, hatte in diesem Wechselgesang die Macht einer Überirdischen Offenbarung und wurde zum schimmernden, das ganze Dorf umschließenden, unvergeßlichen Ereignis. Es war ein Gottesdienst, an dem jeder teil hatte, den jeder selbst vollzog, doch gebührte der Jugend, der Geburtstunde des Heilands gemäß, die führende Rolle.

Zu diesen Bräuchen kamen noch manche andere in verschiedenen Orten, so etwa mitten in der Heiligen Nacht die Sonnwendfeuer auf den Höhen, oder es zogen die Burschen auf einen Berg und schwenkten Fackeln, an deren oberem Ende dicke Strohbüsche befestigt waren, um die Flamme zu vergrößern. Die Knechte betrieben das "Ansingen" vor den Heftoren mit dem alten "Rerarund", auch hier wieder ein lateinisches, von deutschen Verszeilen durchflochtenes Erbe aus Vorreformatorenzeit. Bei der häuslichen Bescherungsfeier trat oft, wenn der Christbaum brannte, der "Kriemhild", der "heilig Krest", der "Krampe", der "Gotsbourich", der "Pielzmierter" und wie er sonst noch hieß, zu den Kindern, erschreckte und beschenkte sie.

Vergessen sei nicht, daß diese Bräuche, ob sie heidnisch oder christlich waren, so glänzend, wie sie befolgt wurden, die Seelen tief anrührten mit der Ahnung des Überirdischen und der Kunde, die jeder nahe fühlte.

Darauf folgte dann am ersten und zweiten Festtag, gleichsam als ein Zeichen der Rückkehr ins Irdische, die Lust am Essen und Trinken, die aber diesmal nie ausartete. Die Bauern vergaßen dabei nicht, den Pfarrern und Lehrern zu gedenken. Einst war nicht Weihnachten, sondern Neujahr der Tag des Beschenkens gewesen und blieb es weiterhin gegenüber den Geistlichen und Schulmeistern, denen erst zu Sylvester, wenn die Patenkinder in Zuckerteig ihr "Giorsken", das "Jährchen", entgegennahmen, auch eine Gabe zustand, dem Pfarrer das "weiße und grüne Jahr", nämlich Eier und Obst, dem Lehrer ein Geldstück, das ihm die Schüler, in einen Apfel gesteckt, überreichten.

So erschöpfte sich die Christzeit in Siebenbürgen nicht nur mit der Stunde unter dem Weihnachtsbaum, obwohl diese immer gebieterischer, besonders in der Stadt, zum Gipfel der Festtage wurde; Advent, die hohen zwei Tage, ja Neujahr verknüpften sich mit den Wochen voll Erwartungen, Bräuchen und kultischen Bann zu einem ganzen Weihnachtsmonat.

Als im Januar 1945 alle Frauen und Mädchen vom 18. bis 30. und alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr von den ^{roten} Kommunisten zur fünfjährigen Fron in die Donesgruben verschleppt wurden, woher jeder achte nicht wieder zurückkehren sollte, und die bunten Weihnachtsbräuche nurmehr still von den um Gut, Feld und Hof gebrachten Daheimgebliebenen gefeiert werden konnten, da schmückten die Kinder dennoch den Schulraum mit Adventskrans und, weiß Gott aus welchen Verstecken hervorgeholten Kerzen, und ein Mädchen sagte plötzlich: "Wir wollen jetzt auch für meinen Vater beten". Dies sagte so ein verlassenes Wesen, und wie sie dann alle beteten, war, wie man uns berichtete, die Fülle der alten Sitten und Gebräuche, zusammengeschrumpft auf das eine Ungeheuer, daß Kinder und zu Weihnachten keinen anderen Wunsch hatte, als den Heiland anzusprechen, damit er helfe.

Wenn wir heuer beim Lichterbaum sitzen, so mögen wir uns erinnern, daß dort fern in Siebenbürgen noch 170.000 Deutsche leben und wie das Kind in dieser Stunde auch nur um eine Gabe flehen, um die Hilfe des Heilands.

Heinrich Zillich

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen

Siebenbürgen wird von Teilen dreier Völker bewohnt, von Deutschen, Rumänen und Madjaren, und wer es vor der Sintflut des Jahres 1945 um die Weihnachtstage durchstreifte, den beglückten die vielfältigsten Bräuche, denen Stadt und Land freudig und natürlich nachkamen. Sie wandelten sich ab nach örtlicher Gepflogenheit, nach Wesen und Volkstum der Bewohner und entstammten oft den Mythen längst versunkener Vorzeit in einer vom Christentum veränderten und durchseelten Gestalt. Die meisten aber waren unmittelbar aus der Begegnung des Volksgeistes mit der Heilsgeschichte entsprossen, ins Anschauliche übersetzte Spiegelungen der weihnachtlichen Begebenheiten aus den Evangelien, wobei eine östliche und eine westliche Auslegung mitsprach. Wie der römisch-katholische Glaube und mehrere protestantische Konfessionen ist ja im Lande auch der byzantinische, die griechische Orthodoxie, verwurzelt. Alle Kirchen standen sich duldsam gegenüber, obwohl sich jede einem bestimmten Volk zuwendete. Das vermehrte die Fülle der Sitten ebenso, wie zu deren Reichtum die nach Tälern und Höhen gegliederte Landschaft beitrug, was die Entstehung und Bewahrung von Eigenheiten der in sich geschlossenen kleinen Gebiete begünstigte.

Volkhafte, religiöse, dazu außerordentliche Unterschiede der Bildung wirkten also auf das Brauchtum ein und ließen es verwirrend üppig blühen, auch bei den Deutschen, die man hier trotz ihrer moselfränkischen Stammesart Sachsen nennt. Man hätte meinen sollen, ihr auffallendes, aus großen geschichtlichen Leistungen genährtes Selbstbewußtsein und ihr berühmtes Zusammengehörigkeitsgefühl habe die völlige Angleichung ihrer Lebensweise von Ort zu Ort gefördert. Aber ein Volk hoher Kultur wünscht sich am wenigsten, in gleichförmigem Einerlei zu verflachen. Zur Aufnahme neuer Bräuche allerdings war die hellhörige, ihre ganze Gemeinschaft ständig spürsam umfassende Gesinnung der Sachsen

gern bereit, sofern es sich um ein wirklich symbolkräftiges Gut handelte, das Herz und Auge mühelos überzeugte und für sich gewann.

Darum setzte sich vor mehr als einem Jahrhundert bis zum letzten Bauernhaus die allgemeine deutsche Sitte, den Heiligen Abend unter dem Lichterbaum in der Familie zu feiern, siegreich durch. Wir kennen das Jahr, als dies begann. Ein Däne brachte die Christtanne 1830 zuerst nach Kronstadt, woher sie im Nu die übrigen Städte bezwang und bald auch die Landgemeinden entzückte. Rumänien und Madjaren ahmten das schimmernde Vorbild später genau so nach wie jedes andere Volk rund um den Erdball.

Ist es nicht seltsam, daß Angelsachsen und Russen Staaten und Kontinente unterwarfen, deutsche Eroberungen aber nur dann dauerhaft blieben, wenn sie nicht mit Waffen, sondern mit Tönen der Musik, mit Dichtungen oder philosophischen Erkenntnissen oder - selbst dies Erheiternde gehört her! - mit dem Dirndtkleid vollbracht wurden? Es waren wahrhaftige Eroberungen im Weltausmaß, und die schönste, innerlichste, immer noch weiter ausgreifende verdanken wir dem Weihnachtsbaum.

In Siebenbürgen stieß freilich die kerzengeschmückte Tanne zwischen den beiden Weltkriegen gelegentlich auf den Widerstand engstirniger Politiker in Bukarest. Unter dem Vorwand, die Wälder müßten geschont werden, erließen sie das Verbot, aus den unermesslichen Forsten Bäume für die als fremd verlästerte Sitte zu schlagen. Doch stets zogen sie ihr Veto zurück, weil sich die Bevölkerung dagegen auflehnte, so daß der Christbaummarkt, obschon manchmal nur in letzter Stunde, im bunten Trubel der Völkereintracht auf den Rathausplätzen veranstaltet werden durfte.

Gegenüber der Lichtertanne, die auch bei den Nichtdeutschen in jährlich breiterem Umfang zum Mittelpunkt der Weihnachtsfreude wurde, verloren die älteren Bräuche an Gewicht. Sie schienen unwichtiger zu sein, doch beseitigen ließen sie sich keineswegs.

Wie vor Jahrhunderten liefen immer noch die rumänischen, in einigen Dörfern auch die deutschen Kinder, teils zur Adventszeit, teils am Heiligen Abend, mit dem oft von einer Kerze innen erhellten Papierstern auf der hohen Stange von Haus zu Haus und sangen die Sterndreherlieder, wofür sie eine Gabe empfangen. Diese singenden, im Abenddämmern hinter dem Stern herziehenden Buben waren ein unvergeßlicher Farbtupf im Bild der Weihnachtswochen. Mit ihnen schlang sich ein Band um die Völker, denn die Kleinen hielten bei jedem Hof an, dessen Herrn sie kannten, und das waren allemal auch einige Dutzend sächsischer Bauern. Die Lieder hatten uralte Melodien auf pentatonischer Grundlage, was ihnen eine gewisse Einförmigkeit, jenes Leiernds verlieh, das uns von den Kinderliedern des eigenen Volkes vertraut ist. Die rumänischen Weihnachtsgesänge, die Colinden, sind vielfach heidnischen Ursprungs. Ihr Name - Colinda - geht auf das lateinische Calendae zurück, das einst den ersten Tag jedes Monats bezeichnete oder in der Fassung Festum Calendae den Anfangstag der großen antiken Volksfeierlichkeiten.

Bei den Sachsen begann der "Heilige Advent" schon mit dem Katharinentag und führte zu den "Heiligen Tagen" des eigentlichen Festes hin. "Kathrein stellt den Tanz ein", hieß es; alle Unterhaltungen mußten damit aufhören. Weder durfte gefreit noch geheiratet werden. Mit violetterm Tuch wurden Kanzel und Altar bekleidet. Am Vorabend zu St. Nikolaus, der auf den 6. Dezember fiel, stellten die Kinder in Stadt und Land die selbst geputzten Schuhe zum "Einsacken" ins Fenster und fanden darin am Morgen eine Rute, Back- und Zuckerwerk, Äpfel und Nüsse. Vielerorts klopfte der Nikolaus selber an die Türen, stapfte in Pelz und Schaftstiefeln langbärtig zum Schrecken der Jungen und Mädels herein, drohte, lobte und schenkte, ließ sich ein Liedchen vorsingen, kurz, er betrug sich so, wie er es heute überall treibt, wo Deutsche wohnen. Indessen, er hatte seine siebenbürgische Eigenwilligkeit. In manchen Dörfern ritt er auf einem Schimmel heran. Die Leute legten vorher Stroh oder Heu vor das Tor, damit sein Roß etwas zum Fressen bekomme. Durch andere

Gemeinden rollte er in einem von Katzen gezogenen Gefährt - so sagten die Alten. Erblickt hat ihn niemand dabei. Etliche Orte versicherten, sein Gespann seien Esel oder Mäuse. Er lärmte und klirrte, dieser polternde Christ, der eine germanische Überlieferung fortsetzt, wie er ja geradewegs aus dieser Ahnenecke emporstieg.

Mit dem ersten Adventstag veränderte sich das gesamte bäuerliche Leben. Die Erwartung trat in die Herzen ein, ein heimliches Verzaubertsein, eine stille Fröhlichkeit. Die Kinder lernten ihre Gedichte und Lieder. Die dörflichen Kapellen, die Adjuvanten, probten fürs Turmblasen. Frauen und Mädchen gingen abends zur Gesangsprobe, tagsüber bucken sie wochenlang für die Weihnachsschmauserei im voraus.

Dort, wo die Sitten noch ungebrochen waren, richteten sich die adventlichen Vorbereitungen der Jugend und ihrer erwachsenen Helfer auf das Herodesspiel oder in weitaus mehr Fällen auf die Christmette. Die Mühe galt besonders zwei lateinischen Hymnen, die im 9. Jahrhundert entstanden sein dürften und mit deutschen Verseinstreuungen aus späterer Zeit gesungen wurden. Bei der Einwanderung um die Mitte des 12. Jahrhunderts brachten die Sachsen diese Hymnen aus Deutschland wahrscheinlich schon mit, das "Puer natus" und das "Quem pastores laudavere". In Siebenbürgen erfuhren die Texte manche Abwandlung. Sie wurden zersungen bis zur Unverständlichkeit, doch immer wieder fanden sich Schulmeister, welche sie von der Verballhornung befreiten. "Freundliche" Schulmeister nannte man sie, weil sie sich nicht bloß um ihre ABC-Schützen sondern auch ums Volk und seine Sitten kümmerten. Auf ihnen lag die Hauptlast der vorweihnachtlichen Arbeit.

Erstaunlich ist, daß man an den lateinischen mit deutschen Versen unterbrochenen Hymnen zäh festhielt, obwohl die Bauern sie schwerlich verstehen konnten und die sächsische lutherische Landeskirche, jene gleicherweise aufs Evangelium wie auf die nationale Gemeinschaft gegründete bemerkenswerte Volkskirche der Welt, lateinische Wendungen

weder in der Lithurgie noch im Choral kannte. In den beiden, treu bewahrten Hymnen allein wirkte noch die katholische und außerdem die humanistische Vergangenheit der Reformationsjahrzehnte nach, als von den Gelehrten der sächsischen Städte ein Strom geistiger Erneuerung auf ganz Südosteuropa ausfloß. Aus bäuerlichem Mund tönte nun die lateinische sakrale und Bildungssprache wie ein später rührender Nachklang des Gesanges der Scholaren, die in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Bistritz dieselben Carmina jubelten, ehe sie sie dann an den deutschen Universitäten sangen.

Im Dorf Rode und in anderen Orten wählten sich in der ersten Adventwoche die vier besten Schüler der obersten Volksschulklasse durch Aufruf abwechselnd immer je einen Kameraden zur Seite, bis schliesslich vier Abteilungen beisammenstanden, die Ehrgeiz und Eifer wie Pech und Schwefel bis zum Heiligen Abend verband. Nach den vier Gruppen vollzog sich auch in der Elternschaft eine harmlose Parteibildung, denn Väter und Mütter beobachteten stolz und besorgt, ob sich ihre Söhne bewährten. Deren Aufgabe lag darin, die ihrem Häuflein zukommenden Teile des Quempas-Singens möglich gut zu beherrschen und ausserdem einen schönen "Christleuchter" anzufertigen, den sie als Zeichen ihrer Gruppe, als Fahne gewissermaßen, auffaßten, zugleich aber als jenes Inbild des Festmonats, das zuletzt gewürdigt wurde, in der Weihnacht beim Altar des Gotteshauses aufgepflanzt zu werden.

Der Christleuchter bestand aus einem Stangengestell von oft erheblicher Größe, das mit Papierblumen, Kränzen aus Wintergrün und Kerzen besteckt wurde. Er glich mit seiner pyramidischen Form einem Bäumchen und mag ein sehr alter Vorläufer der Weihnachtstanne gewesen sein, derart, daß man ihn schließlich wirklich durch eine solche ersetzte, was zum erstenmal nicht in Siebenbürgen sondern irgendwo in Deutschland geschehen ist.

Neben der Eintübung der Lieder war der Inhalt des jugendlichen Dorflebens die Anfertigung dieses Leuchters. Das für ihn bestimmte Winter-

grün zu holen, zog die Schule in den Wald. Durch Hornsignale versammelt, oft begleitet von den Adjuvanten, marschierte sie durchs Dorf ins Freie und vollführte mit Trompeten ein unbändiges Geschmetter, um Bären und Wölfe zu verscheuchen. Am Ziel ordneten sich die vier Abteilungen der Knaben und als fünfte die Mädchen. Auf ein Zeichen stürmten die Jungen ins Dickicht, während ihre Führer Bäume fällten, zerkleinerten und zum Scheiterhaufen aufschichteten. Wer den größten zustandebrachte und das höchste Feuer anflodern ließ, lockte die Lehrer und Mädchen zu sich. Waren die Körbe von Wintergrün voll, so wurde im Anhauch der wärmenden Flammen gegessen, gelacht und gesungen.

Am letzten Adventsonntag gebot die Sitte die Fertigstellung des Leuchters, wobei die zur Hilfe heraneilenden Väter dazu weiße Blumen aus Holunderstämmen und Hartholz schnitzten oder sie auch aus Sumpfpflanzen austachen. Zum Schmuck des Grüns gesellte man die Judenkirsche.

Jetzt oder manchmal erst an den Festtagen ging das Herodesspiel über die Bühne des Gemeindesaals jener Dörfer, wo es herkömmlich war. Wir besitzen darüber eine köstliche Schilderung vom Dichter Erwin Wittstock, der heute noch unter dem Schatten Rußlands im völlig veränderten Siebenbürgen lebt. Mit dem Gesang des Quempas hob es an, dann öffnete sich der Vorhang und gab den Blick auf den bösen Herodes frei, der bekleidet mit schwarzem Frack, weißen Hosen, eine Krone auf dem Haupt, finster und überheblich thronte. An der Brust hing ihm die österreichische Scharfschützenmedaille, dazu ein Feuerwehrahzeichen und der kaiserliche Orden, den, wie alle Zuschauer wußten, der Apotheke^r des Ortes als Neffe eines Generals geerbt hatte. Herodes aber sprach:

O hoch erhabenes Glück!
Heut lachest du mich an,
Da ich im Frieden sitz,
Mit Gloria angetan.

Nun huldigte ihm sein Gefolge, das in Husarenuniform stak, worauf

er zur Seite trat, um der heiligen Familie, den Hirten auf dem Felde und den Weisen aus dem Morgenlande den Platz zu räumen, zwischen denen das übliche Krippenspiel, unterbrochen von Chorälen, ablief. Aber die Weisen betrugen sich plötzlich sehr unweise. Sie begrüßten, nachdem sie das Jesukindlein angebetet und beschenkt hatten, höflich, wie sie waren, den im Hintergrund wartenden Herodes mit den Worten:

Glück zu! König in deiner Kron,
Wir Weisen hier vor deinem Thron,
Es hat uns hergebracht ein neuer Schein;
Es muß der Juden König sein!

Ach, wie sich die Haare des Tyrannen sträubten, als er rief:

Das macht mir rechte Herzenspein,
Daß neben mir ein neuer König sollte geboren sein!

Flugs beorderte er die Priester vor sich, die es ja wissen mußten, wie es um die Mär bestellt sei. Sie blätterten in der Schrift, sie verkündeten die Prophezeiung, und schon befahl der Schreckliche, das Kindlein zu suchen, indessen die jäh klug gewordenen Weisen, unterstützt von herbeiflatternden Engeln, Josef und Maria bewogen, dem Stern nachzufolgen ins Ägyptenland. Das geschah ohne Verzug. Betrogen blieb der König zurück. Freilich, er gab sich noch nicht geschlagen.

Drum, ihr Husaren!
Tut eure Grausamkeit nicht sparen,
Würgt die Kinder insgesamt,
Die zweijährig und darunter sein.

Es waren gehorsame Soldaten, und daß es gerade Husaren sein mußten, läßt Rückschlüsse zu auf manchen Strauß, den die Siebenbürger Sachsen mit den Ungarn zu bestehen hatten. Nun meldeten sie sich:

Wir sind willig und bereit.
Wir wollen hauen, wir wollen ringen
Und alle zweijährigen Kinder umbringen.

So trieben sie es denn auch, aber das Jesuknäblein fanden sie mit
nichten.

Das war das Herodesspiel, das knapp vor dem zweiten Weltkrieg neue Verbreitung fand, aber das ist inzwischen schon wieder Geschichte ge-

worden.

Der Weihnachtstag, "Krästtag" nannte man ihn, wurde am "Christsonnabend", am 24. Dezember vormittag eingeläutet. Dabei gingen die Bauern, wie sie es zu Silvester, am "Jahresabend", wiederholten, in den Garten und umwanden die Obstbäume mit Stroh, um sie fruchtbar zu machen, doch das Vieh bedachten sie nicht besonders. Dem gezielte erst am 1. Januar eine ungewöhnliche Fürsorge. Aus einem Wasserkrug, auf dessen Grund Silbermünzen lagen, wurde es getränkt. Das Geld gehörte dem Knecht, der am frühesten fütterte. Diese Gunst ist verständlich, denn in der Neujahrsnacht können die Rinder sprechen, und wer begnadet ist, hört, was sie sagen. Am Heiligen Abend waren sie stumm. Dafür die Kinder umso lauter.

Die Drei- bis Sechsjährigen rannten am Nachmittag durchs Dorf und riefen in die Höfe hinein: "En Krästwurst äs meny, half firtl gebrunte weny äs meny, ir foter, ir motter, ir Lisi sele liewen." Ins Hochdeutsche übersetzt, heißt das: "Eine Christwurst ist mein, ein halb Viertel Branntwein ist mein, euer Vater, eure Mutter, eure Liese sollen leben." Und am nächsten Tag durften die Kleinen sich die Wurst holen und das halb Viertel Branntwein, das, wie wir hoffen wollen, nicht sie, sondern ihr großer Bruder sich hinter die Binde goß.

Nach dem einstündigen Vespergeläute fand, wenn die Dämmerung sank, ein Gottesdienst statt, die Weihnachtsfeier des ganzen Dorfes. Dabei saßen die Bauern in der festlichen Tracht, umringt von ihren Söhnen und Töchtern, bis zu den Stufen des Altars hin, jedes ein Lichtlein in der Hand, die Frauen und Mädchen noch einen Blumenstrauß dazu. Und klang die Orgel zum letztenmal an, erhielten die Kinder ein Geschenk. Dann zog alles heim. Die Patinnen, Körbe am Arm, besuchten schnell ihre Taufkinder und steckten ihnen Gaben zu. In den Häusern durften die Kerzen der Christbäume erst angezündet werden, wenn hoch vom Kirchturm die Adjuvanten das "Stille Nacht, heilige Nacht" über die verschneiten Höfe trompetet hatten.

Zu Mitternacht läuteten die Glocken nochmals und an vielen Orten wurde das "Puer natus" vom Thurm herabgeblasen. Schon vier, höchstens fünf Stunden später, lange ehe es tagte, riefen die Glocken zur Christmette. Niemand schloß sich davon aus. Selbst die kleinen, eben gehfähig gewordenen Knirpse fehlten nicht. Auf dem Weg zum Gotteshaus grüßten die Heranschreitenden in ihren schweren Kirchenpelzen einander mit ernstem Segenswunsch.

Die vier Bubengruppen, um ihren strahlenden Leuchter versammelt, stellten ihn vor oder auf den Altar, und jeder Knabe faßte ihn einmal an, als gelte es, sich durch die Berührung zu weihen. Die weißgekleideten Mädchen standen dicht geschart im Chor. Unter Orgelbegleitung begann im Wechselgesang das Quempas-Lied, wobei die Abteilungen je einen Vierzeiler sangen, wonach die Gemeinde mit dem "Freut euch von Herzen" einfiel und hierauf die Mädchen allein eine Strophe hinzufügteⁿ. So floß das lange Gedicht im Hin und Her der hellen und dunklen Stimmen durch die Kirchenhalle. Die Verkündigung, groß und erschütternd, von allen nach alter Regel zuchtvoll und mit überwältigender Würde vorgetragen, hatte in diesem Wechselgesang die Wucht einer überirdischen Offenbarung und wurde zum schimmernden, das ganze Dorf umschließenden unvergeßlichen Ereignis. Es war ein Gottesdienst, an dem jeder teil hatte, den jeder selbst vollzog, doch gebührte der Jugend, der Geburtstunde des Heilands gemäß, die führende Rolle.

Zu diesen Bräuchen kamen noch manche andere in verschiedenen Orten, so etwa mitten in der Heiligen Nacht die Sonnwendfeuer auf den Höhen, oder es zogen die Burschen auf einen Berg und schwangen Fackeln, an deren oberem Ende dicke Strohbüsche befestigt waren, um die Flamme zu vergrößern. Die Knechte betrieben das "Ansingen" vor den Hoftoren mit dem alten "Rorarund", auch hier wieder ein lateinisches, von deutschen Verszeilen durchflochtenes Erbe aus vorreformatorischer Zeit. Bei der häuslichen Bescherungsfeier trat oft, wenn der Christbaum

brannte, der "Kristmann", der "heilig Krest", der "Krampus", der "Gotsbourich", der "Pielzmierten" und wie er sonst noch hieß, zu den Kindern, erschreckte und beschenkte sie.

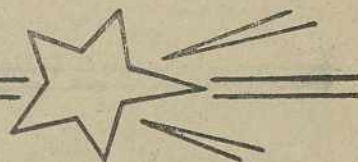
Vergessen sei nicht, daß diese Bräuche, ob sie heidnisch oder christlich waren, so gläubig, wie sie befolgt wurden, die Seelen tief anrührten mit der Ahnung des Überirdischen und der Wende, die jeder nahe fühlte. Darauf folgte dann am ersten und zweiten Festtag, gleichsam als ein Zeichen der Rückkehr ins Irdische, die Lust am Essen und Trinken, die aber diesmal nie ausartete. Die Bauern versäumten dabei nicht, des Pfarrers und Lehrers zu gedenken. Einst war nicht Weihnachten, sondern Neujahr der Tag des Beschenkens gewesen und blieb es weiterhin gegenüber den Geistlichen und Schulmeistern, denen erst zu Sylvester, wenn die Patenkinder in Zucker- teig ihr "Giorsken", das "Jährchen", entgegennahmen, auch eine Gabe zustand, dem Pfarrer das "weiße und grüne Jahr", nämlich Bier und Obst, dem Lehrer ein Geldstück, das ihm die Schüler, in einen Apfel gesteckt, überreichten.

So erschöpfte sich die Christzeit in Siebenbürgen nicht nur mit der Stunde unter dem Weihnachtsbaum, obwohl diese immer gebieterischer, besonders in der Stadt, zum Gipfel der Festtage wurde; Advent, die hohen zwei Tage, ja Neujahr verknüpften sich mit den Wochen voll Erwartungen, Bräuchen und kultischem Bann zu einem ganzen Weihnachtsmonat.

Als im Januar 1945 alle Frauen und Mädchen vom 18. bis 30. und alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr von den Kommunisten zur fünfjährigen Fron in die Donezgruben verschleppt wurden, woher jeder achte nicht wieder zurückkehren sollte, und die bunten Weihnachtsbräuche nur mehr still von den um Gut, Feld und Hof gebrachten Daheimgebliebenen gefeiert werden konnten, da schmückten die Kinder dennoch den Schulraum mit Adventskranz und, weiß Gott aus welchen Ver-

stecken hervorgeholten Kerzen, und ein Mädchen sagte plötzlich: "Wir wollen jetzt auch für meinen Vater beten". Dies sagte so ein verlassenes Wesen, und wie sie dann alle beteten, war, wie man uns berichtete, die Fülle der alten Sitten und Gebräuche zusammengeschrumpft auf das eine Ungeheuere, daß Kindermund zu Weihnachten keinen anderen Wunsch hatte, als den Heiland anzurufen, damit er helfe.

Wenn wir heuer beim Lichterbaum sitzen, so mögen wir uns erinnern, daß dort fern in Siebenbürgen noch 170.000 Deutsche leben und wie das Kind in dieser Stunde auch nur um eine Gabe flehen, um die Hilfe des Heilands.



Vor zwei Jahrzehnten waren Hunderttausende auf der Flucht, Ungezählte feierten zum letztenmal das Christfest in der angestammten Heimat. Ein Teil der Vertriebenen lebt heute unter uns; Millionen sind verschollen, gestorben... Für die Bilder, die Geist und Herz der Flüchtlinge aus Ostpreußen und Banat, aus Schlesien und Sudetenland bewahrt haben, stehe hier die Erinnerung eines Dichters an seine siebenbürgische Heimat.

SIEBENBURGEN wird von Teilen dreier Völker bewohnt, von Deutschen, Rumänen und Madjaren, und wer es vor der Sintflut des Jahres 1945 um die Weihnachtstage durchstreifte, den beglückten die vielfältigsten Bräuche, denen Stadt und Land freudig und natürlich nachkamen. Sie wandelten sich ab nach örtlicher Gepflogenheit, nach Wesen und Volkstum der Bewohner und entstammten oft den Mythen längst versunkener Vorzeit in einer vom Christentum veränderten und durchseelten Gestalt.

Die meisten aber waren unmittelbar aus der Begegnung des Volksgeistes mit der Heilsgeschichte entsprossen, ins Anschauliche übersetzte Spiegelungen der weihnachtlichen Begebenheiten aus den Evangelien, wobei eine östliche und eine westliche Auslegung mitsprach. Wie der römisch-katholische Glaube und mehrere protestantische Konfessionen ist ja im Lande auch der byzantinische, die griechische Orthodoxie, verwurzelt. Alle Kirchen standen sich duldsam gegenüber, obwohl sich jede einem bestimmten Volk zuwendete. Das vermehrte die Fülle der Sitten ebenso, wie zu deren Reichtum die nach Tälern und Höhen gegliederte Landschaft beitrug, was die Entstehung und Bewahrung von Eigenheiten der in sich geschlossenen kleinen Gebiete begünstigte.

Volkhafte, religiöse, dazu außerordentliche Unterschiede der Bildung wirkten also auf das Brauchtum ein und ließen es verwirrend üppig blühen, auch bei den Deutschen, die man hier trotz ihrer moselfränkischen Stammesart Sachsen nennt. Man hätte meinen sollen, ihr auffallendes, aus großen geschichtlichen Leistungen genährtes Selbstbewußtsein und ihr berühmtes Zusammengehörigkeitsgefühl habe die völlige Angleichung ihrer Lebensweise von Ort zu Ort gefördert. Aber ein Volk hoher Kultur wünscht sich am wenigsten, in gleichförmigem Einerlei zu verflachen. Zur Aufnahme neuer Bräuche allerdings war die hellhörige, ihre ganze Gemeinschaft ständig spürsam umfassende Gesinnung der Sachsen gern bereit, sofern es sich um ein wirklich symbolkräftiges Gut handelte, das Herz und Auge mühelos überzeugte und für sich gewann.

Darum setzte sich vor mehr als einem Jahrhundert bis zum letzten Bauernhaus die allgemeine deutsche Sitte, den Heiligen Abend unter dem Lichterbaum in der Familie zu feiern, siegreich durch. Wir kennen das Jahr, als dies begann. Ein Däne brachte die Christanne 1830 zuerst nach Kronstadt, woher sie im Nu die übrigen Städte bezwang und bald auch die Landgemeinden entzückte. Rumänen und Madjaren ahmten das schimmernde Vorbild später genauso nach wie jedes andere Volk rund um den Erdball.

IST ES NICHT SELTSAM, daß Angelsachsen und Russen Staaten und Kontinente unterwarfen, deutsche Eroberungen aber nur dann dauerhaft blieben, wenn sie nicht mit Waffen, sondern mit Tönen der Musik, mit Dichtungen oder philosophischen Erkenntnissen oder — selbst dies Erheiternde gehört her! — mit dem Dirndlkleid vollbracht wurden? Es waren wahrhaftige Eroberungen im Weltmaß, und noch weiter ausgreifende verdanken wir dem Weihnachtsbaum.

Gegenüber der Lichtertanne, die

auch bei den Nichtdeutschen in jährlich breiterem Umfang zum Mittelpunkt der Weihnachtsfreude wurde, verloren die älteren Bräuche an Gewicht. Sie schienen unwichtiger zu sein, doch beiseitigen ließen sie sich keineswegs.

Wie vor Jahrhunderten liefen immer noch die rumänischen, in einigen Dörfern auch die deutschen Kinder, teils zur Adventszeit, teils am Heiligen Abend, mit dem oft von einer Kerze innen erhellten Papierstern auf der hohen Stange von Haus zu Haus und sangen die Sternreherlieder, wofür sie eine Gabe empfingen. Diese singenden, im Abenddämmern hinter dem Stern herzziehenden Buben waren ein unvergeßlicher Farbtupf im Bild der Weihnachtswochen. Mit ihnen schlang sich ein Band um die Völker, denn die Kleinen hielten bei jedem Hof an, dessen Herrn sie kannten, und das waren allemal auch einige Dutzend sächsischer Bauern.

DIE LIEDER hatten uralte Melodien auf pentatonischer Grundlage, was ihnen eine gewisse Einförmigkeit, jenes Leiernde verlieh, das uns von den Kinderliedern des eigenen Volkes vertraut ist. Die rumänischen Weihnachts-

HEINRICH ZILLICH:

Weihnachten in der verlorenen Heimat

gesänge, die Colinden, sind vielfach heidnischen Ursprungs. Ihr Name — Colinda — geht auf das lateinische Calendae zurück, das einst den ersten Tag jedes Monats bezeichnete oder in der Fassung Festum Calendae den Anfangstag der großen antiken Volksfeierlichkeiten.

Mit dem ersten Adventstag veränderte sich das gesamte bäuerliche Leben. Die Erwartung trat in die Herzen ein, ein heimliches Verzaubertsein, eine stille Fröhlichkeit. Die Kinder lernten ihre Gedichte und Lieder. Die dörflichen Kapellen, die Adjuvanten, probten fürs Turmbasen. Frauen und Mädchen gingen abends zur Gesangsprobe, tagsüber buken sie wochenlang für die Weihnachtsschmauserei im Voraus.

Dort, wo die Sitten noch ungebrochen waren, richteten sich die adventlichen Vorbereitungen der Jugend und ihrer erwachsenen Helfer auf das Herodesspiel oder in weitaus mehr Fällen auf die Christmette. Die Mühe galt besonders zwei lateinischen Hymnen, die im 9. Jahrhundert entstanden sein dürften und mit deutschen Verseinstreuungen aus späterer Zeit gesungen wurden.

Bei der Einwanderung um die Mitte des 12. Jahrhunderts brachten die Sachsen die Hymnen aus Deutschland aller Wahrscheinlichkeit nach schon mit, das „Puer natus“ und das „Quem pastores laudavere“. In Siebenbürgen erfuhren die Texte manche Abwandlung.

ERSTAUNLICH IST, daß man an den lateinischen, mit deutschen Versen unterbrochenen Hymnen zäh festhielt, obwohl die Bauern sie schwerlich verstehen konnten, und die sächsische lutherische Landeskirche, jene gleichermaßen aufs Evangelium wie auf die nationale Gemeinschaft gegründete bemerkenswerte Volkskirche der Welt, lateinische Wendungen weder in der Liturgie noch im Choral kannte. In den beiden treu bewahrten Hymnen allein wirkte noch die katholische und außerdem die humanistische Vergangenheit der Reformationsjahrzehnte nach, als von den Gelehrten der sächsischen Städte ein Strom geistiger Erneuerung auf ganz Südosteuropa ausfloß. Aus bäuerlichem Mund tönte nun die lateinische sakrale und Bildungssprache wie ein später rührender Nachklang des Gesanges der Scholaren, die in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Bistritz dieselben Carmina jubelten, ehe sie dann an den deutschen Universitäten sangen.

Im Dorf Rode und in anderen Orten wählten sich in der ersten Adventwoche die vier besten Schüler der obersten Volksschulklasse durch Ausruf abwechselnd immer je einen Kameraden zur Seite, bis schließlich vier Abteilungen beisammenstanden, die Ehrgeiz und Eifer wie Pech und Schwefel bis zum Heiligen Abend verband. Nach den vier Gruppen vollzog sich auch in der Elternschaft eine harmlose Parteibildung, denn Väter und Mütter beobachteten stolz und besorgt, ob sich ihre Söhne bewährten. Deren Aufgabe lag darin, die ihrem Häuflein zukommenden Teile des Quempas-Singens möglichst gut zu beherrschen und außerdem einen schönen „Christleuchter“ anzufertigen, den sie als Zeichen ihrer Gruppe, als Fahne gewissermaßen, aufstaben, zugleich aber als jenes Inbild des Festmonats, das zuletzt gewürdigt wurde, in der Weihnacht beim Altar des Gotteshauses aufzupflanzen zu werden.

DER CHRISTLEUCHTER bestand aus einem Stangengestell von oft erheblicher Größe, das mit Papierblumen,

Kränzen aus Wintergrün und Kerzen besteckt wurde. Er glich mit seiner pyramidenförmigen Form einem Bäumchen und mag ein sehr alter Vorläufer der Weihnachtstanne gewesen sein, derart, daß man ihn schließlich wirklich durch eine solche ersetzte, was zum erstenmal nicht in Siebenbürgen, sondern irgendwo in Deutschland geschehen ist.

Neben der Einübung der Lieder war der Inhalt des jugendlichen Dorflebens die Anfertigung dieses Leuchters. Das für ihn bestimmte Wintergrün zu holen, zog die Schule in den Wald. Durch Hornsignale versammelt, oft begleitet von den Adjuvanten, marschierte sie durchs Dorf ins Freie und vollführte mit Trompeten ein unbändiges Geschmetter, um Bären und Wölfe zu verschrecken. Am Ziel ordneten sich die vier Abteilungen der Knaben und als fünfte die Mädchen. Auf ein Zeichen stürzten die Jungen ins Dickicht, während ihre Führer Bäume füllten, zerkleinerten und zum Scheiterhaufen aufschichteten. Wer den größten Zustand brachte und das höchste Feuer auflodern ließ, lockte die Lehrer und Mädchen zu sich. Waren die Körbe

Seite trat, um der heiligen Familie, den Hirten auf dem Felde und den Weisen aus dem Morgenlande den Platz zu räumen, zwischen denen das übliche Krippenspiel, unterbrochen von Chören, ablief. Aber die Weisen betrugen sich plötzlich sehr unweise. Sie begrüßten, nachdem sie das Jesukindlein angebetet und beschenkt hatten, höflich, wie sie waren, den im Hintergrund wartenden Herodes mit den Worten:

Glück zu! König in deiner Kron,
Wir Weisen hier vor deinem Thron,
Es hat uns hergebracht ein neuer
Schein;
Es muß der Juden König sein!

Ach, wie sich die Haare des Tyrannen sträubten, als er rief:

Das macht mir rechte Herzenspein,
Daß neben mir ein neuer König
sollte geboren sein!

Flugs beorderte er die Priester vor sich, die es ja wissen mußten, wie es um die Mär bestellt sei. Sie blättern in der Schrift, sie verkündeten die Prophezeiung, und schon befahl der

Schreckliche, das Kindlein zu suchen, indessen die jäh klug gewordenen Weisen, unterstützt von herbeiflatternden Engeln, Josef und Maria bewogen, dem Stern nachzufolgen ins Ägyptenland. Das geschah ohne Verzug. Betrogen blieb der König zurück. Freilich, er gab sich noch nicht geschlagen:

Drum, ihr Husaren!
Tut eure Grausamkeit nicht sparen,
Würgt die Kinder insgesamt,
Die zweijährig und drunter sein.

Es waren gehorsame Soldaten, und daß es gerade Husaren sein mußten, läßt Rückschlüsse zu auf manchen Strauß, den die Siebenbürger Sachsen mit den Ungarn zu bestehen hatten. Nun meldeten sie sich:

Wir sind willig und bereit.
Wir wollen hauen, wir wollen ringen
Und alle zweijährigen Kinder
umbringen.

So trieben sie es denn auch, aber das Jesukindlein fanden sie mitnichten.

Das war das Herodesspiel, das knapp vor dem zweiten Weltkrieg neue Verbreitung fand, aber das ist inzwischen schon wieder Geschichte geworden.

DER WEIHNACHTSTAG, „Kräfttag“ nannte man ihn, wurde am „Christsonnabend“, am 24. Dezember vormittag eingeläutet. Dabei gingen die Bauern, wie sie es zu Silvester, am „Jahresabend“, wiederholten, in den Garten und umwanden die Obstbäume mit Stroh, um sie fruchtbar zu machen, doch das Vieh bedachten sie nicht be-

sonders. Dem gezielte erst am 1. Jänner eine ungewöhnliche Fürsorge. Aus einem Wasserkrug, auf dessen Grund Silbermünzen lagen, wurde es getränkt. Das Geld gehörte dem Knecht, der am frühesten fütterte. Diese Gunst ist verständlich, denn in der Neujahrsnacht können die Rinder sprechen, und wer begnadet ist, hört, was sie sagen. Am Heiligen Abend waren sie stumm. Dafür die Kinder um so lauter.

Die Drei- bis Sechsjährigen rannten am Nachmittags durchs Dorf und riefen in die Höfe hinein: „En Kräftwurst äs meny, half firtl gebrunte weny äs meny, ir foter, ir motter, ir Lisi sele liewen.“ Ins Hochdeutsche übersetzt, heißt das: „Eine Christwurst ist mein, ein halb Viertel Brantwein ist mein, euer Vater, eure Mutter, eure Liese sollen leben.“ Und am nächsten Tag durften die Kleinen sich die Wurst holen und das halb Viertel Brantwein, das, wie wir hoffen wollen, nicht sie, sondern ihr großer Bruder sich hinter die Binde goß.

Nach dem einstündigen Vespergeläute fand, wenn die Dämmerung sank, ein Gottesdienst statt, die Weihnachtsfeier des ganzen Dorfes. Dabei

saßen die Bauern in der festlichen Tracht, umringt von ihren Söhnen und Töchtern, bis zu den Stufen des Altars hin, jedes ein Lichtlein in der Hand, die Frauen und Mädchen noch einen Blumenstrauß dazu. Und klang die Orgel zum letztenmal an, erhielten die Kinder ein Geschenk. Dann zog alles heim. Die Patinnen, Körbe am Arm, besuchten schnell ihre Taufkinder und steckten ihnen Gaben zu. In den Häusern durften die Kerzen der Christbäume erst angezündet werden, wenn hoch vom Kirchturm die Adjuvanten das „Stille Nacht, heilige Nacht“ über die verschneiten Höfe trompetet hatten.

Zu Mitternacht läuteten die Glocken nochmals und an vielen Orten wurde das „Puer natus“ vom Turm herab geblasen. Schon vier, höchstens fünf Stunden später, lange ehe es tagte, riefen die Glocken zur Christmette. Niemand schloß sich davon aus. Selbst die Kleinen, eben gehfähig gewordenen Knirpse fehlten nicht.

Die vier Bubengruppen, um ihren strahlenden Leuchter versammelt, stellten ihn vor oder auf den Altar, und jeder Knabe faßte ihn einmal an, als gelte es, sich durch die Berührung zu weihen. Die weißgekleideten Mädchen standen dicht geschart im Chor. Unter Orgelbegleitung begann im Wechselgang das Quempas-Lied, wobei die Abteilungen je einen Verszeiler sangen, wonach die Gemeinde mit dem „Freut euch von Herzen“ einfiel und hierauf die Mädchen allein eine Strophe hinzufügten.

So floß das lange Gedicht im Hin und Her der hellen und dunklen Stimmen durch die Kirchenhalle. Die Verkündigung, groß und erschütternd, von allen nach alter Regel zuchvoll und mit überwältigender Würde vorgetragen, hatte in diesem Wechselgesang die Wucht einer überirdischen Offenbarung und wurde zum schimmernden, das ganze Dorf umschließenden unvergeßlichen Ereignis.

VERGESSEN SEI NICHT, daß diese Bräuche, ob sie heidnisch oder christlich waren, so gläubig, wie sie befolgt wurden, die Seelen tief anrührten mit der Ahnung des Überirdischen und der Wende, die jeder nahe fühlte. Darauf folgte dann am ersten und zweiten Festtag, gleichsam als ein Zeichen der Rückkehr ins Irdische, die Lust am Essen und Trinken, die aber diesmal nie ausartete.

Als im Jänner 1945 alle Frauen und Mädchen vom 18. bis 30. und alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr von den Kommunisten zur fünfjährigen Fron in die Donezgruben verschleppt wurden, woher jeder achte nicht wieder zurückkehren sollte, und die bunten Weihnachtsbräuche nur mehr still von den um Gut, Feld und Hof gebrachten Daheimgebliebenen gefeiert werden konnten, da schmückten die Kinder dennoch den Schulraum mit Adventkranz und weiß Gott aus welchen Verstecken hervorgeholten Kerzen, und ein Mädchen sagte plötzlich: „Wir wollen jetzt auch für meinen Vater beten.“ Dies sagte so ein verlassenes Wesen, und wie sie dann alle beteten, war, wie man uns berichtete, die Fülle der alten Sitten und Gebräuche zusammengeschmüpft auf das eine Ungeheuer, daß Kindermund zu Weihnachten keinen anderen Wunsch hatte, als den Heiland anzurufen, damit er helfe.

Wenn wir heuer beim Lichterbaum sitzen, so mögen wir uns erinnern, daß dort fern in Siebenbürgen noch 170.000 Deutsche leben und wie das Kind in dieser Stunde auch nur um eine Gabe flehen, um die Hilfe des Heilands.



LUDWIG RICHTER baute die Symbolmacht des alten Weihnachtsbaumes ins Bild; er zeichnete Eichen, die Tannenzweige, Zapfen und Apfel tragen und aus deren Wipfel die Rose erblüht. — Die Zeichnung zum Salzburger Adventsingens (oben) stammt vom Hirtenbuben Wolfi Seewald.

In der fernen Heimat

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen

Erzählt von Heinrich Zillisch

Siebenbürgen wird von Teilen dreier Völker bewohnt — von Deutschen, Rumänen und Madjaren —, und wer es vor der Sintflut des Jahres 1945 um die Weihnachts-tage durchstreifte, den beglückten die vielfältigsten Bräuche, denen Stadt und Land freudig und natürlich nachstammten. Sie wandelten sich ab nach örtlicher Gepflogenheit, nach Wesen und Volkstum der Bewohner und entstammten oft den Mythen längst versunkener Vorzeit in einer vom Christentum veränderten und durchseelten Gestalt. Die meisten aber waren unmittelbar aus der Begegnung des Volksglaubens mit der Heilsgeschichte entsprossen, ins Anschauliche überseht Spiegelungen der weihnachtlichen Begebenheiten aus den Evangelien, wobei eine östliche und eine westliche Auslegung mitsprach. Wie der römisch-katholische Glaube und mehrere protestantische Konfessionen ist dortzulande auch der byzantinische, die griechische Orthodoxie, verwurzelt. Alle Kirchen standen sich duldsam gegenüber, obwohl sich jede einem bestimmten Volk zuwendete. Das vermehrte die Fülle der Sitten ebenso, wie zu deren Reichtum die nach Tälern und Höhen gegliederte Landschaft beitrug, die Entstehung und Bewahrung von Eigenheiten der in sich geschlossenen kleinen Gebiete begünstigte.

Volkhafte, religiöse, dazu außerordentliche Unterschiede der Bildung wirkten also auf das Brauchtum ein und ließen es verwirrend üppig blühen, auch bei den Deutschen, die man hier trotz ihrer moselfränkischen Stammesart „Sachsen“ nennt. Man hätte meinen sollen, ihr auf-fallendes, aus großen geschichtlichen Leistungen genährtes Selbstbewußtsein und ihr berühmtes Zusammengehörigkeitsgefühl habe die völlige Angleichung ihrer Lebensweise von Ort zu Ort gefördert. Aber ein Volk hoher Kultur wünscht sich am wenigsten, in gleichförmigem Einerlei zu versinken. Zur Aufnahme neuer Bräuche allerdings war die hellhörige, ihre ganze Gemein-

schaft ständig spürsam umfassende Gesinnung der Sachsen gern bereit, sofern es sich um ein wirklich symbolkräftiges Gut handelte, das Herz und Auge mühelos überzeugte und für sich gewann.

Darum setzte sich vor mehr als einem Jahrhundert bis zum letzten Bauernhaus die allgemeine deutsche Sitte, den Heiligen Abend unter dem Lichterbaum in der Familie zu feiern, siegreich durch. Wir kennen das Jahr, als dies begann. Ein Däne brachte die Christanne 1830 zuerst nach Kronstadt, woher sie schnell die übrigen Städte bezwang und bald auch die Landgemeinden entzündete. Rumänen und Madjaren ahmten das schimmernde Vorbild später genauso nach wie jedes andere Volk rund um den Erdball.

Ist es nicht seltsam, daß Angelsachsen und Russen Staaten und Kontinente unterwarfen, deutsche Eroberungen aber nur dann dauerhaft blieben, wenn sie nicht mit Waffen, sondern mit Tönen der Musik, mit Dichtungen oder philosophischen Erkenntnissen oder — selbst dies Erheiternde gehört hierher! — mit dem Dirndlkleid vollbracht wurden? Es waren wahrhaftige Eroberungen im Weltmaß, und die schönste, innerlichste, immer noch weiter ausgreifende Ausbreitung verdanken wir dem Weihnachtsbaum.

In Siebenbürgen stieß freilich die kerzengeschmückte Tanne zwischen den beiden Weltkriegen gelegentlich auf den Widerstand engstirniger rumänischer Politiker in Bukarest. Unter dem Vorwand, die Wälder mühten gesont werden, erließen sie das Verbot, aus den unermehlichen Forsten Bäume für die als fremd verächtete Sitte zu schlagen. Doch stets zogen sie ihren Einspruch zurück, weil sich die Bevölkerung dagegen auflehnte, so daß der Christbaummarkt, obgleich manchmal in letzter Stunde, im bunten Trubel der Völkereintocht auf den Rathausplätzen veranstaltet werden durfte.

Gegenüber der Lichtertanne, die auch bei den Nichtdeutschen in jährlich breiterem Umfang zum Mittelpunkt der Weihnachtsfreude wurde, verloren die älteren Bräuche an Gewicht. Sie schienen unwichtiger zu sein, doch beseitigen ließen sie sich keineswegs.

Wie vor Jahrhunderten liefen immer noch die rumänischen, in einigen Dörfern auch die deutschen Kinder, teils zur Adventszeit, teils am Heiligen Abend, mit dem oft von einer Kerze innen erhellten Papierstern auf der hohen Stange von Haus zu Haus und sangen die Stern-dreherlieder, wofür sie eine Gabe empfingen. Diese singenden, im Abenddämmern hinter dem Stern herziehenden Buben waren ein unvergänglich bunter Farblupfen im Bild der Weihnachtswochen. Mit ihnen schlang sich ein Band um die Völker, denn die Kleinen hielten bei jedem Hof an, dessen Herrn sie kannten, und das waren allemal auch einige Duzend deutscher Bauern. Die Kinder hatten uralte Melodien auf pentatonischer (nur fünfstöniger) Grundlage, was ihnen eine gewisse Einförmigkeit, jenes „Leiernde“ verlieh, das uns von den Kinderliedern des eigenen Volkes vertraut ist. Die rumänischen Weihnachtsgesänge, die Colinden, sind vielfach heidnischen Ursprungs. Ihr Name — Colinda — geht auf das lateinische Calendae zurück, das einst den ersten Tag jedes Monats bezeichnete oder in der Fassung Festum Calendae den Anfangstag der großen antiken Volksfeierlichkeiten.

Bei den Deutschen in Siebenbürgen begann der „Heilige Advent“ schon mit dem Katharinentag und führte zu den „Heiligen Tagen“ des eigentlichen Festes hin. „Kathrein stellt den Tanz ein“, hieß es; alle Unterhaltungen mußten damit aufhören. Weder durfte gefreit noch geheiratet werden. Mit violetterm Tuch wurden Kanzel und Altar bekleidet. Am Vorabend zu St. Nikolaus, der auf den 6. Dezember fiel, stellten die Kinder in Stadt und Land die selbstgeputzten Schuhe zum „Einsacken“ ins Fenster und fanden darin am Morgen eine „Rute“, Bad- und Zuderwerk, Apfel und Nüsse. Vielerorts klopfte der Nikolaus selber an die Türen, kloppte in Pelz und Schafstiefeln langbärtig zum Schrecken der Jungen und Mädel herein, drohte, lobte und schenkte, ließ sich ein Liedchen vorsingen; kurz, er betrug sich so, wie er es heute überall treibt, wo Deutsche wohnen. In- dessen hatte er seine siebenbürgische Eigenwilligkeit. In manchen Dörfern ritt er auf einem Schimmel heran. Die

... das hatten wir nicht gewußt

In diesen grauen Tagen scheint des Sommers sonnenstrahlende Schönheit so unlagbar fern zu sein. Schwermut liegt über Feld und Wald; die Natur scheint in trübem Dunkel zu trauern. Wie gut, daß es die Erinnerung gibt an des Frühlings, Sommers und Frühherbsts bunten Farbenreigen, überlagert von Grün und Gold! Wie viel Schönes und Beglückendes gab es doch zu schauen und zu erleben und wird es auch wieder geben, wenn es soweit ist ...

Oft ist es gar nicht so leicht, Menschen von jenen Dingen überzeugen zu wollen, die man selber schön und ansprechend findet. In einer Frage, von der ich hier erzähle, ließ ich nicht locker — und kam zum Ziel.

ders schmachtender Form von unserem heimischen Wild da draußen erzählen, so machten sie uns des öfteren schon lächelnd darauf aufmerksam, daß viele Tiergehege und mancher Zoo den Reiz für die Wildnis da draußen genommen hätten. So beschränkte sich weiterhin jeder Besuch auf Haus und Hof, Küche und Keller.

Dann kam ein Sonntag — er war im wahren Sinne des Wortes der Tag des Herrn. Der letzte Maissonntag war es, strahlend und schön, an dem unsere Bekannten mit einer weiteren Familie, bestehend aus sehr netten Eltern und deren siebenjährigem Töchterchen, zu unverhofftem Besuch eintrafen. Laut rufend und noch lauter hupend fuhr die lustige Gesellschaft vor, von unseren Langhaartfeln teils froh, teils mißtrauisch begrüßt. Eine Hindin hatte gerade einen Wurf vier Wochen alter Welpen, und diese

gang in den Wald zu unternehmen. Der angrenzende Hochwald mit seinem zarten Grün lud dazu ein. Das Wunder geschah: Das ganze Forsthaus leerte sich. Mit Mann und Maus, wie man so sagt, wurde der Spaziergang angetreten.

Dieser Tag war strahlend schön, und es schien, daß alle guten Geister in der Natur dazu berufen seien, alles in bestes Licht zu stellen. So nahmen wir planbernd den Weg zum Walde. Mein Mann und ich wechselten einen verstoffelten Blick. Unsere kleine Fledermaus lief unermüdlich voraus, als wollte sie uns alle anspornen, ihr zu folgen. Den Stöckelschuhen unserer Stadtdamen bekam der Weg vielleicht nicht so besonders gut, aber sie hielten tapfer Schritt.

Die Vögel sangen, und über uns kreiste ein Bussard. Majestätisch zog er

lichen Nachmittagsruhe aufgestöbert, er sprang schreckend ab. Ganz bewußt nahmen wir dann den Weg dorthin, wo die Fasanen heimisch sind. Wir ließen unseren Besuch einen Hochsitz besteigen, erstmalig in ihrem Leben. Von hier aus war eine Fächertafel zu übersehen, an deren Rand mein Mann und ich uns niedertaten. Es blieb lange still, bis dann gleichsam wie auf Bestellung ein Fasanenhahn abstrich, der von der Kanzel aus gut zu beobachten war. Auch dieses Ereignis verfehlte seinen Eindruck nicht. Froh marschierten wir weiter und waren fast am Rande eines Nachbardorfes aufgetrennt. Gemeinsam wurde beschlossen, dort in einer Gastwirtschaft den Durst zu stillen. Gesagt, getan! So kamen unsere Gäste auch mit anwesenden Ortsleuten ins Gespräch, und entgegen ihrer sonstigen Art nur in „gepflegten

Leute legten vorher Stroh oder Heu vor das Tor, damit sein Roß etwas zum Fressen bekomme. Durch andere Gemeinden rollte er in einem von Raken gezogenen Gefährt — so sagten die Alten. Erblickt hat ihn niemand dabei. Etliche Orte versicherten, sein Gespann seien Esel oder Mäuse. Er larme und klirre, dieser polternde Christ, der eine germanische Überlieferung fortsetzte, wie er ja geradewegs aus dieser Ahnennede emporstieg.

Mit dem ersten Adventstag veränderte sich das gesamte bäuerliche Leben. Die Erwartung trat in die Herzen ein, ein heimliches Verzaubertsein, eine stille Fröhlichkeit. Die Kinder lernten ihre Gedichte und Lieder. Die dörflichen Kapellen, die Adjuvanten, probten fürs Turmblasen. Frauen und Mädchen gingen abends zur Gesangsprobe; tagsüber badeten sie wochenlang für die Weihnachtsknauferei im Voraus.

Dort, wo die Sitten noch ungebrochen waren, richteten sich die adventlichen Vorbereitungen der Jugend und ihrer erwachsenen Helfer auf das Herodes-Spiel oder in weitaus mehr Fällen auf die Christmette. Die Mühe galt besonders zwei lateinischen Hymnen, die im 9. Jahrhundert entstanden sein dürften und mit deutschen Verseinstreuungen aus späterer Zeit gesungen wurden. Bei der Einwanderung um die Mitte des 12. Jahrhunderts brachten die „Sachsen“ diese Hymnen aus Deutschland wahrscheinlich schon mit, das „Puer natus“ und das „Quem pastores laudavere“. In Siebenbürgen erfuhren die Texte manche Abwandlung. Sie wurden zerlungt bis zur Unverständlichkeit, doch immer wieder fanden sich Schulmeister, welche sie von der Verbalhornung befreiten. „Freundliche“ Schulmeister nannte man sie, weil sie sich nicht bloß um ihre Abschnitte, sondern auch ums Volk und seine Sitten kümmerten. Auf ihnen lag die Hauptlast der vorweihnachtlichen Arbeit.

Erstaunlich ist, daß man an den lateinischen mit deutschen Versen unterbrochenen Hymnen zäh festhielt, obwohl die Bauern sie schwerlich verstehen konnten und die sächsische lutherische Landeskirche, jene gleichermaßen auf Evangelium wie auf die nationale Gemeinschaft gegründete bemerkenswerteste Volkskirche der Welt, lateinische Wendungen weder in der Liturgie noch im Choral kannte. In den beiden treu bewahrten Hymnen allein wirkte noch die katholische und außerdem die humanistische Vergangenheit der Reformationsjahrzehnte nach, als von den Gelehrten der sächsischen Städte ein Strom geistiger Erneuerung auf ganz Südosteuropa ausfloß. Aus bäuerlichem Mund tönte nun die lateinische sakrale und Bildungssprache wie ein später rührender Nachklang des Gesanges der Scholaren, die in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Bistritz dieselben Carmina jubelten, ehe sie diese dann an den deutschen Universitäten sangen.

Im Dorf Rode und in anderen Orten wählten sich in der ersten Adventswoche die vier besten Schüler der obersten Volksschulklasse durch Aufruf abwechselnd immer je einen Kameraden zur Seite, bis schließlich vier Abteilungen beisammenstanden, die Ehrgeiz und Eifer wie Pech und Schwefel bis zum Heiligen Abend verband. Nach den vier Gruppen vollzog sich auch in der Elternschaft eine harmlose Parteibildung, denn Väter und Mütter beobachteten stolz und besorgt, ob sich ihre Söhne

bewährten. Deren Aufgabe lag darin, die ihrem Häuflein zukommenden Teile des Quempas-Singens möglichst gut zu beherrschen und außerdem einen schönen „Christleuchter“ anzufertigen, den sie als Zeichen ihrer Gruppe, als Fahne gewissermaßen, aufzackten, zugleich um als jenes Inbild des Festmonats, das zuletzt gewürdigt wurde, in der Weihnacht beim Altar des Gotteshauses aufgezupft zu werden.

Der Christleuchter bestand aus einem Stangengestell von oft erheblicher Größe, das mit Papierblumen, Kränzen aus Wintergrün und Kerzen bestückt wurde. Er glich mit seiner pyramidenförmigen Form einem Bäumchen und mag ein sehr alter Vorläufer der Weihnachtstanne gewesen sein, derart, daß man ihn schließlich wirklich durch eine solche ersetzte, was zum erstenmal nicht in Siebenbürgen, sondern irgendwo in Deutschland geschehen ist.

Neben der Einübung der Lieder war der Inhalt des jugendlichen Dorflebens die Anfertigung dieses Leuchters. Das für ihn bestimmte Wintergrün zu holen, zog die Schule in den Wald. Durch Hornsignale versammelt, oft begleitet von den Adjuvanten, marschierte sie durchs Dorf ins Freie und vollführte mit Trompeten ein unbändiges Geschmetter, um Bären und Wölfe zu verschrecken. Am Ziel ordneten sich die vier Abteilungen der Knaben und als fünfte die Mädchen. Auf ein Zeichen stürmten die Jungen ins Dickicht, während ihre Führer Bäume fällten, zerkleinerten und zum Scheiterhaufen aufschichteten. Wer den größten zustandebrachte und das höchste Feuer auslodern ließ, lockte die Lehrer und Mädchen zu sich. Waren die Körbe von Wintergrün voll, so wurde im Anhauch der wärmenden Flammen gegessen, gelacht und gelungen.

Am letzten Adventssonntag gebot die Sitte die Fertigstellung des Leuchters, wobei die zur Hilfe heraneilenden Väter dazu weiße Blumen aus Holunderstämmen und Hartholz schnitten oder sie auch aus Sumpfpflanzen austachten. Zum Schmuck des Grüns gesellte man die Judentirische.

Jetzt oder manchmal erst an den Festtagen ging das Herodes-Spiel über die Bühne des Gemeindefaals jener Dörfer, wo es herkömmlich war. Wir besitzen darüber eine köstliche Schilderung vom Dichter Erwin Wittstock, der heute noch unter dem Schatten Rußlands im völlig veränderten Siebenbürgen lebt. Mit dem Gesang des Quempas hob es an, dann öffnete sich der Vorhang und gab den Blick auf den bösen Herodes frei, der belächelt mit schwarzem Frack, weißen Hosen, eine Krone auf dem Haupt, finster und überheblich thronte. An der Brust hing ihm die österreichische Scharfschützenmedaille, dazu ein Feuerwehrauszeichen und der kaiserliche Orden, den, wie alle Zuschauer wußten, der Apotheker des Ortes als Neffe eines Generals geerbt hatte. Herodes aber sprach:

O hoch erhabenes Glück!
Heut lachest du mich an,
Da ich im Frieden sitz,
Mit Glorie angetan.

Nun huldigte ihm sein Gefolge, das in Husarenuniformen steckte, worauf er zur Seite trat, um der heiligen Familie, den Hirten auf dem Felde und den Weisen aus dem Morgenlande den Platz zu räumen, zwischen denen

das übliche Krippenspiel, unterbrochen von Chorälen, ablief. Aber die Weisen betrugen sich plötzlich sehr unweise. Sie begrüßten, nachdem sie das Jesuskindlein angebetet und beschenkt hatten, höflich, wie sie waren, den im Hintergrund wartenden Herodes mit den Worten:

Glück zu! König in deiner Kron,
Wir Weisen hier vor deinem Thron,
Es hat uns hergebracht ein neuer Schein;
Es muß der Juden König sein!

Die Haare des Tyrannen sträubten sich, als er rief:
Das macht mir rechte Herzenspein,
Daß neben mir ein neuer König sollte geboren sein!

Flugs beorderte er die Priester vor sich, die es ja wissen mußten, wie es um die Mär bestellt sei. Sie blätterten in der Schrift, sie verkündeten die Prophezeiung, und schon befahl der Schreckliche, das Kindlein zu suchen, in dessen die jäh klug gewordenen Weisen, unterstützt von herbeischnatternden Engeln, Josef und Maria bewogen, dem Stern nachzufolgen ins Ägyptenland. Das geschah ohne Verzug. Betrogen blieb der König zurück. Freilich, er gab sich noch nicht geschlagen.

Drum, ihr Husaren!
Tut eure Grausamkeit nicht sparen,
Würgt die Kinder insgesamt,
Die zweijährig und darunter sein.

Es waren gehorame Soldaten, und daß es gerade Husaren sein mußten, läßt Rückschlüsse zu auf manchen Strauß, den die Siebenbürger Sachsen mit den Ungarn zu bestehen hatten. Nun meldeten sie sich:

Und alle zweijährigen Kinder umbringen.
Wir sind willig und bereit.
Wir wollen hauen, wir wollen ringen...

So trieben sie es denn auch, aber das Jesusknäblein fanden sie mitnichten.

Das war das Herodes-Spiel, das knapp vor dem zweiten Weltkrieg neue Verbreitung fand, aber das inzwischen schon wieder Geschichte geworden ist.

Der Weihnachtstag — „Kräfttag“ nannte man ihn — wurde am „Christionabend“, am 24. Dezember vormittags, eingeläutet. Dabei gingen die Bauern, wie sie es zu Silvester, am „Jahresabend“, wiederholten, in den Gärten und umwanden die Obstbäume mit Stroh, um sie fruchtbar zu machen, doch das Vieh bedachten sie nicht besonders. Dem gezielte erst am 1. Januar eine ungewöhnliche Fürsorge. Aus einem Wassertrog, auf dessen Grund Silbermünzen lagen, wurde es getränkt. Das Geld gehörte dem Knecht, der am frühesten fütterte. Diese Günstigkeit ist verständlich, denn in der Neujahrsnacht können die Kinder sprechen, und wer begnadet ist, hört, was sie sagen. Am Heiligen Abend waren sie stumm. Dafür die Kinder um so lauter.

Die Drei- bis Sechsjährigen rannten am Nachmittag durchs Dorf und riefen in die Höfe hinein: „En Kräftwurst äs meny, en half firtel gebrunte weny äs meny, ir foter, ir motter, ir List selte liewen.“ Ins Hochdeutsche übersetzt, heißt das: „Eine Christwurst ist mein, ein halb Viertel Brantwein ist mein, euer Vater, eure Mutter, eure Liebe sollen leben.“ Und am nächsten Tag durften die Kleinen sich die Wurst holen und das halbe Viertel Brantwein, das, wie wir hoffen wollen, nicht sie, sondern ihr großer Bruder sich hinter die Binde goß.

Nach dem einstündigen Vespergeläute fand, wenn die Dämmerung sank, ein Gottesdienst statt, die Weihnachtsfeier des ganzen Dorfes. Dabei saßen die Bauern in der festlichen Tracht, umringt von ihren Söhnen und Töchtern, bis zu den Stufen des Altars hin, jedes ein Lichtlein in der Hand, die Frauen und Mädchen noch einen Blumenstrauch dazu. Und klang die Orgel zum letztenmal an, erhielten die Kinder ein Geschenk. Dann zog alles heim. Die Patinnen, Körbe am Arm, besuchten schnell ihre Taufkinder und steckten ihnen Gaben zu. In den Häusern durften die Kerzen der Christbäume erst angezündet werden, wenn hoch vom Kirchturm die Adjutanten das „Stille Nacht, heilige Nacht“ über die verschneiten Höfe trompetet hatten.

Zu Mitternacht läuteten die Glocken nochmals, und an vielen Orten wurde das „Puer natus“ vom Turm herabgelassen. Schon vier, höchstens fünf Stunden später, lange ehe es tagte, riefen die Glocken zur Christmette. Niemand schloß sich davon aus. Selbst die kleinen, eben gehfähig gewordenen Knirpse fehlten nicht. Auf dem Weg zum Gotteshaus grüßten die Heranschreitenden in ihren schweren Kirchenpelzen einander mit ernstem Segenswunsch.

Die vier Bubengruppen, um ihren strahlenden Leuchter versammelt, stellten ihn vor oder auf den Altar, und jeder Knabe sagte ihn einmal an, als gelte es, sich durch die Berührung zu weihen. Die weißgekleideten Mädchen standen dicht geschart im Chor. Unter Orgelbegleitung begann im Wechselgesang das Quempas-Lied, wobei die Abteilungen je einen Bierzeiler sangen, wonach die Gemeinde mit dem „Freut euch von Herzen“ einfiel und hierauf die Mädchen allein eine Strophe hinzufügten. So floss das lange Gedicht im Hin und Her der hellen und dunklen Stimmen durch die Kirchenhalle. Die Vertündigung, groß und erschütternd, von allen nach alter Regel zuchtvoll und mit überwältigender Würde vorgetragen, hatte in diesem Wechselgesang die Wucht einer überirdischen Offenbarung und wurde zum schimmernden, das ganze Dorf umschließenden unergesslichen Ereignis. Es war ein Gottesdienst, an dem jeder teilhatte, den jeder selbst vollzog; doch gebührte der Jugend, der Geburtsstunde des Heilands gemäß, die führende Rolle.

Zu diesen Bräuchen kamen noch manche andere in verschiedenen Orten, so etwa mitten in der Heiligen Nacht die Sonnwendfeier auf den Höhen, oder es zogen die Burschen auf einen Berg und schlangen Fadeln, an deren oberem Ende Strohbüsche befestigt waren, um die Flamme zu vergrößern. Die Knechte betrieben das „Ansingn“ vor den Hoftoren mit dem alten „Rorarund“, auch hier wieder ein lateinisches, von deutschen Verszeilen durchflochtenes Erbe aus vorreformatorischer Zeit.

Bei der häuslichen Bescherungsfeier trat oft, wenn der Christbaum brannte, der „Krisstmann“, der „ehig Krest“, der „Krampus“, der „Gotsbourisch“, der „Pielzmierter“ und wie er sonst noch hieß, zu den Kindern, erschreckte und beschenkte sie.

Vergessen sei nicht, daß diese Bräuche, ob sie heidnisch oder christlich waren, so gläubig, wie sie befolgt wurden, die Seelen tief anrührten mit der Ahnung des Überirdischen und der Wende, die jeder nahe fühlte. Darauf folgte dann am ersten und zweiten Feiertag, gleichsam als ein Zeichen der Rückkehr ins Irdische, die Lust am Essen und Trinken, die aber diesmal nie ausartete. Die Bauern versäumten dabei nicht, des Pfarrers und Lehrers zu gedenken. Einst war nicht Weihnachten, sondern Neujahr der Tag des Beschtens gewesen und blieb es weiterhin gegenüber den Geistlichen und Schulmeistern, denen erst zu Silvester, wenn die Patenkinder in Juderteig ihr „Glorsten“, das „Jährchen“, entgegennahmen, auch eine Gabe zustand, dem Pfarrer das „weiße und grüne Jahr“, nämlich Eier und Obst, dem Lehrer ein Gelbttud, das ihm die Schüler, in einen Apfel gesteckt, überreichten.

So erschöpfte sich die Christenheit in Siebenbürgen nicht nur mit der Stunde unter dem Weihnachtsbaum, obwohl diese immer gebieterischer, besonders in der Stadt, zum Gipfel der Feiertage wurde; Advent, die hohen zwei Tage, ja Neujahr verknüpfte sich mit den Wochen voll Erwartungen, Bräuchen und kultischem Bann zu einem ganzen Weihnachtsmonat.

Als im Januar 1945 alle Frauen und Mädchen vom 18. bis 30. und alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr von den Kommunisten zur fünfjährigen Fron in die Donezgruben nach Rußland verschleppt wurden, woher jeder achte nicht wieder zurückkehren sollte, und die bunten Weihnachtsbräuche nur mehr still von den um Gut, Feld und Hof gebrachten Daheimgebliebenen gefeiert werden konnten, da schmückten die Kinder dennoch den Schulraum mit Adventskranz und aus weiß Gott welchen Verstecken hervorgeholten Kerzen, und ein Mädchen sagte plötzlich: „Wir wollen jetzt auch für meinen Vater beten.“ Dies sagte so ein verlassenes Wesen, und wie sie dann alle beteten, war, wie man uns berichtete, die Fülle der alten Sitten und Gebräuche zusammengedrumpft auf das eine Ungeheuer, daß Kindermund zu Weihnachten keinen anderen Wunsch hatte, als den Heiland anzurufen, damit er helfe.

Wenn wir heuer beim Lichterbaum sitzen, so mögen wir uns erinnern, daß dort fern in Siebenbürgen noch 170 000 Deutsche leben und wie das Kind in dieser Stunde auch nur um eine Gabe flehen, um die Hilfe des Heilands.

✓ "Mit Gloria angetan..."

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen / Von Heinrich Zillich

Siebenbürgen wird von Teilen dreier Völker bewohnt, von Deutschen, Rumänen und Madjaren, und wer es vor der Sintflut des Jahres 1945 um die Weihnachtstage durchstreifte, den beglückten die vielfältigsten Bräuche, denen Stadt und Land freudig und natürlich nachkamen. Sie wandelten sich ab nach örtlicher Gepflogenheit, nach Wesen und Vokstum der Bewohner und entstammten oft den Mythen längst versunkener Vorzeit in einer vom Christentum veränderten und durchseelten Gestalt. Die meisten aber waren unmittelbar aus der Begegnung des Volksgeistes mit der Hellschichte entsprossen, ins Anschauliche übersetzte Spiegelungen der weihnachtlichen Begebenheiten aus den Evangelien, wobei eine östliche und eine westliche Auslegung mitsprach.

Wie der römisch-katholische Glaube und mehrere protestantische Konfessionen ist ja im Lande auch der byzantinische, die griechische Orthodoxie, verwurzelt. Alle Kirchen standen sich duldsam gegenüber, obwohl sich jede einem bestimmten Volk zuwendete. Das vermehrte die Fülle der Sitten ebenso, wie zu deren Reichtum die nach Tälern und Höhen gegliederte Landschaft beitrug, was die Entstehung und Bewahrung von Eigenheiten der in sich geschlossenen kleinen Gebiete begünstigte.

Volkhafte, religiöse, dazu außerordentliche Unterschiede der Bildung wirkten also auf

das Brauchtum ein und ließen es verwirrend üppig blühen, auch bei den Deutschen, die man hier trotz ihrer moselfränkischen Stammesart Sachsen nennt. Man hätte meinen sollen, ihr auffallendes, aus großen geschichtlichen Leistungen genährtes Selbstbewußtsein und ihr berühmtes Zusammengehörigkeitsgefühl habe die völlige Angleichung ihrer Lebensweise von Ort zu Ort gefördert. Aber ein Volk hoher Kultur wünscht sich am wenigsten, in gleichförmigem Einerlei zu verflachen. Zur Aufnahme neuer Bräuche war die hellhörige, ihre ganze Gemeinschaft ständig spürsam umfassende Gesinnung der Sachsen gern bereit, sofern es sich um ein wirklich symbolkräftiges Gut handelte, das Herz und Auge mühelos überzeugte und für sich gewann.

Darum setzte sich vor mehr als einem Jahrhundert bis zum letzten Bauernhaus die allgemeine deutsche Sitte, den Heiligen Abend unter dem Lichterbaum in der Familie zu feiern, siegreich durch. Wir kennen das Jahr, als dies begann. Ein Däne brachte die Christanne 1830 zuerst nach Kronstadt, woher sie im Nu die übrigen Städte bezwang und bald auch die Landgemeinden entzückte. Rumänen und Madjaren ahmten das schimmernde Vorbild später genauso nach wie jedes andere Volk rund um den Erdball.

Ist es nicht seltsam, daß Angelsachsen und Russen Staaten und Kontinente unterwar-

fen, deutsche Eroberungen aber nur dann dauerhaft blieben, wenn sie nicht mit Waffen, sondern mit Tönen der Musik, mit Dichtungen oder philosophischen Erkenntnissen oder — selbst dies Erheiternde gehört her! — mit dem Dirndtleid vollbracht wurden? Es waren wahrhaftige Eroberungen im Weltausmaß, und die schönste, innerlichste, immer noch weiter ausgreifende verdanken wir dem Weihnachtsbaum.

In Siebenbürgen stieß freilich die kerzengeschmückte Tanne zwischen den beiden Weltkriegen gelegentlich auf den Widerstand engstirniger Politiker in Bukarest. Unter dem Vorwand, die Wälder müßten geschont werden, erließen sie das Verbot, aus den unermesslichen Forsten Bäume für die als fremd verlästerte Sitte zu schlagen. Doch stets zogen sie ihr Veto zurück, weil sich die Bevölkerung dagegen auflehnte, so daß der Christbaummarkt, obschon manchmal nur in letzter Stunde, im bunten Trubel der Völkereintracht auf den Rathausplätzen veranstaltet werden durfte.

Gegenüber der Lichtertanne, die auch bei den Nichtdeutschen in jährlich breiterem Umfang zum Mittelpunkt der Weihnachtsfreude wurde, verloren die älteren Bräuche an Gewicht. Sie schienen unwichtiger zu sein, doch beseitigen ließen sie sich keineswegs.

Wie vor Jahrhunderten

die Schlüssel leicht durchbricht und die Kerze zu rinnen anfängt. Bei bestimmten Kerzensorten, z.B. bei Figurenkerzen, 24-Stundenbrennern usw., bevorzugt man das Pressverfahren. Sie verhalten sich beim Brennen wie gegossene Kerzen.

Um den Kerzen den warmleuchtenden Farbton zu geben, versieht sie der Kerzenzieher durch Eintauchen in gefärbtes flüssiges Hartwachs mit einem entsprechenden Farbmantel. Dieser Hartwachsmantel bewirkt zugleich das Entstehen einer festeren Brennschüssel und hemmt damit das Abtropfen.

Das Verziern von Kerzen geschieht auf vielerlei Art. Die einfachste ist das Anbringen eines Abziehbildes, das durch Eintauchen der Kerze in heißes, durchsichtiges Paraffin mit einer transparenten Wachsschicht geschützt wird. Bei anderen Kerzen werden Wachsverzierungen aufgelegt und mit Klebewachs befestigt. Diese Verzierungen werden meist maschinell oder mit Handgeräten aus verschiedenfarbigen Wachsplatten herausgestanzt und entweder in ihrer ursprünglichen Farbe belassen oder mit Gold- oder Silberfolie bzw. Goldbronze überzogen. Gegossene Reliefverzierungen werden häufig noch mit der Hand kunstvoll und stilgerecht bemalt. Auch durch Einwickeln von Mustern in die Oberfläche der erwärmten Kerze mittels einer eigenen Zwickzange — was große Fertigkeit erfordert — erreicht der Kerzenhersteller kunstvolle Verzierungen.

Neuerdings werden auch in kunstgewerblichen Abteilungen mechanisierter Großbetriebe Schmuckkerzen mit Oberflächenverzierung hergestellt. Diese gewissermaßen "am laufenden Band" entstehenden Serienkerzen erreichen freilich nicht die bestehende Individualität der vom Kunsthandwerker hergestellten Einzelstücke, deren Modelle auf den Grundlagen einer jahrhundertalten Tradition beruhen.



Frauen aus Urwegen im siebenbürgischen Unterwald beim Kirchgang

liefen immer noch die rumänischen, in einigen Dörfern auch die deutschen Kinder, teils zur Adventszeit, teils am Heiligen Abend, mit dem oft von einer Kerze innen erhellten Papierstern auf der hohen Stange von Haus zu Haus und sangen die Sterndreherlieder, wofür sie eine Gabe empfingen. Diese singenden, im Abenddämmern hinter dem Stern herziehenden Buben waren ein unvergesslicher Farbtupf im Bild der Weihnachtswochen. Mit ihnen schlang sich ein Band um die Völker, denn die Kleinen hielten bei jedem Hof an, dessen Herrn sie kannten, und das waren allemal

auch einige Dutzend sächsischer Bauern.

Die Lieder hatten uralte Melodien auf pentatonischer Grundlage, was ihnen eine gewisse Einförmigkeit, jenes Leiernde verlieh, das uns von den Kinderliedern des eigenen Volkes vertraut ist. Die rumänischen Weihnachtsgesänge, die Colinden, sind vielfach heidnischen Ursprungs. Ihr Name — Colinda — geht auf das lateinische Calendae zurück, das einst den ersten Tag jedes Monats bezeichnete oder in der Fassung Festum Calendae, den Anfangstag der großen antiken Volksfeierlichkeiten.

(Fortsetzung folgt)

Kerzenromantik im Atomzeitalter

(Fortsetzung von Seite 5)

Dekoration, noch eines bestimmten besonderen Anlasses wegen kaufen, sondern weil sie sich in unserer hasterfüllten Zeit im Herzen noch ein Reservat für den Zauber des warmen Kerzenscheins bewahrt haben.

Die Herstellung der Kerzen erfolgt durch Ziehen (daher "Kerzenzieher"), Gießen oder Pressen. Beim Ziehen wird ein gedrehter Baumwolldocht ständig durch die geschmolzene Wachsmasse gezogen, wobei jeweils eine Schicht Wachs am Docht haften bleibt. Bei jedem Durchziehen legt sich auf die am Docht erkaltete Wachsmasse wie die Ringe eines Baumes immer wieder eine neue Wachsschicht, bis die gewünschte Kerzenstärke erreicht ist. Zwischen den einzelnen Wachsschichten entsteht eine dünne Luftschicht, mit deren Hilfe die Lichtstrahlen gebrochen werden, so daß solche Kerzen, auch wenn sie aus transparentem Paraffin bestehen, immer weiß erscheinen. Die Luft wirkt gleichzeitig hemmend auf die Wärmeleitung. Es bildet sich beim Brennen, wie der Fachmann sagt, eine schöne "Brennschüssel" unter der Flamme, wodurch das Abbrinnen der Kerze verhindert wird.

Die einst zum Kerzenziehen gebräuchliche Handzugbank, eines der ältesten Arbeitsgeräte des Wachsziehers, ist heute durch die automatische Zugvorrichtung weitgehend abgelöst, deren Arbeitsweise auf dem gleichen Prinzip beruht. Der mehrere hundert Meter lange, an den Enden zusammengeknüpfte Docht läuft in "endlosem Zug" — durch einen Motor gezogen — über zwei Zugtrommeln, zwischen denen die Zugwanne mit dem flüssigen Wachs aufgestellt ist. Eine Zuggabel hält den passierenden Docht in der Wachsmasse eingetaucht. Durch ein sogenanntes Zugkaliber wird der "Kerzenzug" gleichmäßig rund gehalten, bis er auf den

gewünschten Durchmesser "angemästet" ist. Ein sogenanntes Auszugkaliber gibt dem Zug die letzte Glätte.

Der fertige Kerzenstrang wird von der Trommel herab mit der Hand oder automatisch in Einzelkerzen zerschnitten. Bessere Kerzen, besonders Altarkerzen, werden nicht ganz bis zur gewünschten Dicke gezogen, sondern anschließend noch "aufgetunkt", das heißt durch öfteres Eintauchen in heißes Wachs zur gewünschten Stärke gebracht. Die "vorgezogene" Kerze wird auf diese Weise mit einem harten Wachsmantel umgeben, also härter und besser in der Qualität, und bildet beim Brennen eine festere Brennschüssel. Die getunkten Kerzen werden zur Glättung anschließend noch auf einem Rolltisch "gerollt".

Auch das Verfahren des Gießens ist sehr alt. Es wird ausnahmslos zur Herstellung von Schmuckkerzen angewandt, die von der zylindrischen Form abweichen oder Reliefschmuck erhalten sollen. Bei diesem Verfahren wird das flüssige Wachs in Formen aus Gips, Holz oder Metall gegossen, in deren Mitte ein Docht angebracht ist. Durch Öffnen der Formen, die aus mehreren Teilen bestehen können, wird die erkaltete Kerze entnommen. Auf diese Weise können die mannigfachsten Formen (Barockform, Kugelform und viele andere Zierformen) und auch plastische Figuren, z.B. ein Wachschristkind, ein Engel usw. hergestellt werden. Manche dieser Holzmodeln sind kleine Kunstwerke, die zum Teil mehrere hundert Jahre alt sind und von begabten bayerischen oder Tiroler Schnitzern stammen. Wenn die gegossene Kerze aus durchsichtigen Wachsen (Paraffin) hergestellt ist, bleibt sie infolge Fehlens der (beim Ziehen entstehenden) Luftschichten durchsichtig. Auch erfolgt keine Wärmeisolierung beim Brennen, so daß

Ohne Pause durch Tag und Nacht

(Fortsetzung von Seite 2)

war so sacht, daß sie zuerst fast unbemerkt blieb. Die Trommelschläge gingen in einen anderen Rhythmus über, die Kriegsschreie wurden zu einem weichen Gesang, und dann sammelten sich schnell die wartenden Mädchen mit den herrischen Krieger zu Paaren und begannen zu tanzen. Durch den Staub waren sie nur für Augenblicke zu sehen. Sie stampften vorbei: lachende Mädchen, zurückweichend und wieder einladend; klatschende Hände, zitternde kleine, spitze Brüste, schwingende kurze, perlbestückte Röckchen, schnellende Hüften, Greifen und Entfliehen. Unab-

lässige Bewegung vorwärts und rückwärts, vorwärts und rückwärts. Die Krieger geleiteten die Mädchen mit den Schäften ihrer Speere. Ihre Körper starteten von Schweiß, Staub und Blut. Bei jedem Schritt riefen sie: "Eu, eu, eu, eu", und ihre Lenden vorwärtsverfend stampften sie durch den Staub — für immer auf der Verfolgung. Afrikaner tanzen. Sie tanzen wunderbar. Asiaten tanzen vielleicht subtiler, aber ihr Bereich ist beschränkt und ihre Erfindungsgabe klein, verglichen mit der der Afrikaner, deren Tanz eine Kunst ist, zu höchster Vollendung gebracht.

Die Blumenpracht des Meeres

(Fortsetzung von Seite 21)

Da liegen schmierige Ballen von unansehnlicher grauer Farbe, zerfließender Gallerte ähnlich, zwischen Tang und Muscheln, zur großen Freude der Krabben, die davon fressen. Und wer es nicht weiß, würde kaum denken, daß dies die gleichen Tiere seien, die man tagsvorher wie transparente Gebilde aus feinstgesponnenem Glas durch das Wasser schweben sah. Denen man aber als Taucher oder nur Schwimmer sorgfältig ausgewichen ist, denn es gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, nackt mit ihnen in Berührung zu kommen.

Jede Siphonophore besitzt ein ganzes System von Nesselkap-

seln mit Giftspitzen, die auf der menschlichen Haut furchtbare Schmerzen hervorrufen, ja angeblich sogar zum Tode führen sollen. So schlimm war es bei mir nicht, als ich einmal bei den Liparischen Inseln in eine Qualle geraten bin, aber die tagelangen Schmerzen der entzündeten Haut vergesse ich nicht. Ein Bad in Brennesseln ist dagegen ein Hochgenuss. Am schlimmsten soll die eher in den nördlichen Meeren vorkommende Gelbe Haarqualle sein, die ich zum Glück nie kennengelernt habe, die aber zu den vielen Gefahren gehört, mit denen der Ozean dem unendlichen Reichtum seiner organischen Erscheinungen verteidigt.

✓ "Mit Gloria angetan..."

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen / Von Heinrich Zillich

II

Bei den Sachsen begann der "Heilige Advent" schon mit dem Katharinentag und führte zu den "Heiligen Tagen" des eigentlichen Festes hin. "Katharin stellt den Tanz ein", hieß es; alle Unterhaltungen mußten damit aufhören. Weder durfte gefreut noch geheiratet werden. Mit violettem Tuch wurden Kanzel und Altar bekleidet. Am Vorabend zu St. Nikolaus, der auf den 6. Dezember fiel, stellten die Kinder in Stadt und Land die selbstgeputzten Schuhe zum "Einsacken" ins Fenster und fanden darin am Morgen eine Rute, Back- und Zuckerwerk, Apfel und Nüsse.

Vierorts klopfte der Nikolaus selber an die Türen, stapfte in Pelz und Schafstiefeln langbartig zum Schrecken der Jungen und Mädel herein, drohte, lobte und schenkte, ließ sich ein Liedchen vorsingen, kurz, er betrug sich so, wie er es heute überall treibt, wo Deutsche wohnen. Indessen, er hatte seine siebenbürgische Eigenwilligkeit. In manchen Dörfern ritt er auf einem Schimmel heran. Die Leute legten vorher Stroh oder Heu vor das Tor, damit sein Roß etwas zum Fressen bekomme. Durch andere Gemeinden rohte er in einem von Katzen gezogenen Gefährt — so sagten die Alten. Erblickt hat ihn niemand dabei. Etliche Orte versicherten, sein Gespann seien Esel oder Mäuse. Er lärmte und klirrte, dieser polternde Christ, der eine germanische Überlieferung fortsetzt, wie er ja geradezu aus dieser Ahnenecke emporstieg.

Mit dem ersten Adventstag veränderte sich das gesamte bäuerliche Leben. Die Erwartung trat in die Herzen ein, ein heimliches Verzaubertsein, eine stille Fröhlichkeit. Die Kinder lernten ihre Gedichte und Lieder. Die dörflichen Kapellen, die Adjuvanten, probten fürs Turmblasen. Frauen und Mädchen gingen abends zur Gesangsprobe, tagsüber buken sie

wochenlang für die Weihnachtschmauserei im voraus.

Dort, wo die Sitten noch ungebrochen waren, richteten sich die adventlichen Vorbereitungen der Jugend und ihrer erwachsenen Helfer auf das Herodespiel oder in weitaus mehr Fällen auf die Christmette. Die Mühe galt besonders zwei lateinischen Hymnen, die im 9. Jahrhundert entstanden sein dürften und mit deutschen Verseinstreuungen aus späterer Zeit gesungen wurden. Bei der Einwanderung um die Mitte des 12. Jahrhunderts brachten die Sachsen diese Hymnen aus Deutschland wahrscheinlich schon mit, das "Puer natus" und das "Quem pastores laudavere".

In Siebenbürgen erfuhren die Texte manche Abwandlung. Sie wurden zersungen bis zur Unverständlichkeit, doch immer wieder fanden sich Schulmeister, welche sie von der Verballhornung befreiten. "Freundliche" Schulmeister nannte man sie, weil sie sich nicht bloß um ihre ABC-Schützen, sondern auch ums Volk und seine Sitten kümmerten. Auf ihnen lag die Hauptlast der vorweihnachtlichen Arbeit.

Erstaunlich ist, daß man an den lateinischen, mit deutschen Versen unterbrochenen Hymnen zäh festhielt, obwohl die Bauern sie schwerlich verstehen konnten und die sächsische lutherische Landeskirche, jene gleichermaßen aufs Evangelium wie auf die nationale Gemeinschaft gegründete bemerkenswerte Volkskirche der Welt, lateinische Wendungen weder in der Liturgie noch im Choral kannte. In den beiden treu bewahrten Hymnen allein wirkte noch die katholische und außerdem die humanistische Vergangenheit der Reformationsjahrzehnte nach, als von den Gelehrten der sächsischen Städte ein Strom geistiger Erneuerung auf ganz Südosteuropa ausfloß. Aus bäuerlichem Mund tönte nun die lateinische sakrale und

Bildungssprache wie ein später rührender Nachklang des Gesanges der Scholaren, die in Kronstadt und Hermannstadt, in Schäßburg und Bistritz dieselben Carmina jubelten, ehe sie sich dann an den deutschen Universitäten sangen.

Im Dorf Rode und in anderen Orten wählten sich in der ersten Adventwoche die vier besten Schüler der obersten Volksschulklasse durch Aufruf abwechselnd immer je einen Kameraden zur Seite, bis schließlich vier Abteilungen beisammenstanden, die Ehrgeiz und Eifer wie Pech und Schwefel bis zum Heiligen Abend verband. Nach den vier Gruppen vollzog sich auch in der Elternschaft eine harmlose Parteibildung, denn Väter und Mütter beobachteten stolz und besorgt, ob sich ihre Söhne bewährten. Deren Aufgabe lag darin, die ihrem Häuflein zukommenden Teile des Quem-pas-Singens möglichst gut zu beherrschen und außerdem einen schönen "Christleuchter" anzufertigen, den sie als Zeichen ihrer Gruppe, als Fahne gewissermaßen, aufaßten, zugleich aber als jenes Inbild des Festmonats, das zuletzt gewürdigt wurde, in der Weihnacht beim Altar des Gotteshauses aufepflanzt zu werden.

Der Christleuchter bestand aus einem Stangengestell von oft erheblicher Größe, das mit Papierblumen, Kränzen aus Wintergrün und Kerzen besteckt wurde. Er glich mit seiner pyramidenförmigen Form einem Bäumchen und mag ein sehr alter Vorläufer der Weihnachts-tanne gewesen sein, derart, daß man ihn schließlich wirklich durch eine solche ersetzte, was zum erstenmal nicht in Siebenbürgen sondern irgendwo in Deutschland geschehen ist.

(Fortsetzung folgt)

sorgte und bemitleidete die Hündin, was die Foxdame ihrerseits so genoß, daß die simulierten Leiden noch dramatischer wurden. Erst als man auf Anraten des Tierpsychologen die "Krämpfe" einfach nicht mehr zur Kenntnis nahm, verzichtete auch der Hund auf diese unwirksam gewordenen "Manöver".

Ein englischer Tierpsychologe, der ähnliche Fälle von vierbeinigen Neurotikern und Hysterikern untersuchte, gab seinen Mitmenschen sogar folgenden, ganz ernstgemeinten Ratschlag: "Wenn Ihr Hund Anzeichen von Nervenstörungen zeigt, ist es hohe Zeit, daß Sie selbst zum Psychiater gehen, denn Hunde und übrigens auch Katzen reflektieren erfahrungsgemäß die emotionalen Spannungen ihrer Herren und Frauen und zeigen dabei das gleiche neurotische Krankheitsbild wie diese selbst..."

Alle diese Tatsachen zeigen, wie ungemein kompliziert die Lebensvorgänge in der angeblich so primitiven und unscheinbaren Tierwelt sind; sie beweisen aber auch die Höhe und die Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit, die sich längst nicht mehr auf eine Beschreibung oder Untersuchung der Lebewesen beschränkt, sondern nun immer mehr das sogenannte "Seelenleben" der Tiere mit den raffiniertesten Mitteln zu untersuchen beginnt.

Dr. K. R.

Dr. Ch. W.



Leuchterbuben aus Neppendorf in Siebenbürgen

Hexen, Masken, Narrentänze

(Fortsetzung von Seite 21)

Bacchanalien her, bei denen Erotik und Frauen nebst dem Wein eine bedeutende Rolle spielten, was man auch als charakteristische Züge der Weiberfastnacht findet. Sehr eindrucksvoll wird die Schau der historischen Fastnachtmasken alemannischen Ursprungs sein, deren Ebenbilder wir heute noch in den badischen Fastnachtmetropolen Freiburg, Villingen usw. finden.

Besondere Kostbarkeiten der Sammlung sind die berühmten handschriftlichen Nürnberger Schembartbücher aus dem 15. Jahrhundert, die in Wort und Bild einen dokumentarischen Einblick in das damalige Fastnachtstreiben vermitteln, das schon damals Mummenschanz, Fastnachtsspiele, Läufe, Tänze und Umzüge kannte und in dem Schembartlauf gipfelte. Dieser frühe Nürnberger Fastnachtsbrauch, ein Umzug der maskierten Metzger und seit 1458 auch der jungen Patrizier mit Lanze und grüner Laubquaste stammte der Chronik zufolge aus der Zeit Kaiser Karls des IV., der den Metzger für die Treue, mit der sie bei einem Handwerkeraufstand zum Rat der Stadt hielten, den Schembartlauf als Fastnachtsprivileg zuerkannt hat. Neben den Tänzen der Messerschmiede und dem Gesellenstechen gehörte der Schembartlauf zu den sogenannten Speer- und Schwertertänzen, die auf vorchristlichen Ursprüngen beruhen.

Auch die Erinnerung an die Tänze der "Gewerke", an denen sich Tuchmacher, Weber, Schneider, Schuster, Bäcker, Metzger, Fischer, Büttner und Messerschmiede beteiligten, wird in diesem Zusammenhang im Kitzinger Museum geweckt. Die ersten Fastnachtsgarden des Mittelalters, von Bürgerwehrgesoldaten gebildet, marschieren wieder auf. Sie warfen nicht mit Konfetti, Luftschlangen und Bonbons nach den Zuschauern, sondern mit Nüssen und mit Rosenwasser gefüllten Eierschalen, Fruchtbarkeits- emblemen der Vorfahren, und

zwar mit ersteren nach den Knaben und mit den Eiern nach dem schönen Geschlecht.

Der Beschauer dürfte über das Ausmaß und den Ideenreichtum jener mittelalterlichen Fastnachtsspiele erstaunt sein, deren Gruppen und Wagen mit Persiflagen auf die damaligen Zeitereignisse nicht geizten.

Weiter führt die museale Fastnachtsschau zu der Bürgerfastnacht des 19. Jahrhunderts, die vor allem die konservativen und restaurativen Bestrebungen an den Duodezfürstenthöfen mutig "auf die Schippe" nahm. Die Text- und Liedunterlagen der damaligen Karnevalssitzungen der Jahrhundertmitte können noch in Originaldrucken gezeigt werden. Anhand von Bilddokumenten wird die weitere Entwicklung bis zum ersten Weltkrieg festgehalten. Mit einem Überblick über das Fastnachtstreiben in unseren Tagen findet die museale Fastnachtstudie ihren Abschluß.

Namhafte Karnevalisten, voran Konrad Habicht, werden wertvolle Privatsammlungen für die Ausgestaltung des Museums beisteuern. Schon vor dessen Fertigstellung ist sein Ruf bis ins Ausland gedrungen. So stellte ein holländischer Student in diesen Tagen dem Museum, das auch historische Fastnachtsbräuche von Rußland und China zu Wort kommen läßt, ein Exemplar seiner Dissertation über die Soziologie der Fastnacht zur Verfügung, nach der er vor Beginn der Arbeit von den fränkischen Fastnachtsexperten Unterlagen dafür erhalten hatte.

Lassen wir zum Schluß einen humorbegabten Faßschnitzer aus Würzburg zu Wort kommen, der anno 1540 das Narrentum auf einen Faßboden der staatlichen Hofkellerei zitierte, dessen Kopie ebenfalls ins Kitzinger Museum wandert:

"Daß fünfzehnhundert vierzigst Jahr / mich damahls auf die Welt gebahr, / Druck mich dahero mit vernunft: / Sonst zehlt man dich in die narren zunfft."

Vierbeinige Diktatoren

(Fortsetzung von Seite 4)

schen selbst findet. Man kennt etwa, so berichtet ein Wiener Tierpsychologe, die berühmte "unverständene Frau", die aus Protest gegen zu geringe Beachtung von seiten ihres Ehemannes oder der sonstigen Umgebung in allerlei unüberprüfbare Krankheiten flüchtet.

Den gleichen Fall gibt es bei Tieren. Eine Foxdame, die sich offenbar vernachlässigt fühlte, wand sich wiederholt in entsetzlichen Krämpfen. Sofort stand sie dann, wie erhofft, im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der sie umgebenden Menschen. Die ganze Familie be-

Herzextrakt für das kranke Herz

(Fortsetzung von Seite 15)

ter der Wirkung dieser Mittel erheblich. Man kennt sogar die chemischen Stoffe, die all diese therapeutischen Effekte auslösen. Eine befriedigende Erklärung für die Wirksamkeit dieser Extrakte konnten die Ärzte bisher jedoch nicht geben.

Mit Extrakten aus der Magen- und Dünndarm-Schleimhaut frisch geschlachteter Schweine können, so berichtete Professor Ohligschläger in Essen, Magen- und chronische Entzündungszustände der Magen- und Darmschleimhäute erfolgreich behandelt werden. Man nimmt an, daß hormonartige Substanzen, die in der Magenwand produziert werden, eine Schutzwirkung gegen alle schädlichen Einflüsse besitzen, denen die Magenwand vor allem auch unter der Streßwirkung psychischer Einflüsse ausgesetzt sind.

Die erfolgreiche Behandlung von Lebererkrankungen mit Leberextrakten konnte, das zeigte Professor Wildhirt, Kassel, noch weiter verbessert wer-

den. Vor allem bei der chronischen Leberentzündung und der Leberschrumpfung hat sich die Organtherapie ausgezeichnet bewährt, obgleich die geheimnisvollen Wirkungsmechanismen gerade in diesem Falle noch nicht restlos geklärt werden konnten. Möglicherweise wird die Leber — allen Bemühungen der Wissenschaftler zum Trotz — noch für einige Zeit das bereits vom klassischen Mythos am meisten unwirtete Organ bleiben.

Mehr Erfolg dagegen kann nach den Berichten von Professor Wagenhäuser, Zürich, die Medizin sich von der Behandlung degenerativer Gelenkleiden mit Extrakten aus Knorpelsubstanz und Knochenmark versprechen. Durch den Einbau von radioaktivem Schwefel in das Medikament konnten die Forscher an der Züricher Rheumaklinik genau den Weg und die Wirkungsweise des Organtherapeutikums verfolgen.

Dr. Ch. W.

„Mit Gloria angetan...“

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen / Von Heinrich Zillich

III
Neben der Einübung der Lieder war der Inhalt des jugendlichen Dorflebens die Anfertigung dieses Leuchters. Das für ihn bestimmte Wintergrün zu holen, zog die Schule in den Wald. Durch Hornsignale versammelt, oft begleitet von den Adjuvanten, marschierte sie durchs Dorf ins Freie und vollführte mit Trompeten ein unbändiges Geschmetter, um Bären und Wölfe zu verschrecken. Am Ziel ordneten sich die vier Abteilungen der Knaben und als fünfte die Mädchen. Auf ein Zeichen stürmten die Jungen ins Dickicht, während ihre Führer Bäume fällten, zerkleinerten und zum Scheiterhaufen aufschichteten. Wer den größten zustandebrachte und das höchste Feuer auflodern

ließ, lockte die Lehrer und Mädchen zu sich. Waren die Körbe von Wintergrün voll, so wurde im Anhauch der wärmenden Flammen gegessen, gelacht und gesungen.

Am letzten Adventssonntag gebot die Sitte die Fertigstellung des Leuchters, wobei die zur Hilfe heraneilenden Väter dazu weiße Blumen aus Holunderstämmen und Hartnoiz schnitzten oder sie auch aus Sumpfpflanzen austachen. Zum Schmuck des Grüns gesellte man die Judenkirsche.

Jetzt oder manchmal erst an den Festtagen ging das Herodespiel über die Bühne des Gemeindesaals jener Dörfer, wo es herkömmlich war. Wir besitzen darüber eine köstliche Schilderung vom Dichter Erwin Wittstock, der heute noch unter dem

Schatten Rußlands im völlig veränderten Siebenbürgen lebt. Mit dem Gesang des Quem pas hob es an, dann öffnete sich der Vorhang und gab den Blick auf den bösen Herodes frei, der bekleidet mit schwarzem Frack, weißen Hosen, eine Krone auf dem Haupt, finster und überheblich thront. An der Brust hing ihm die österreichische Scharfschützenmedaille, dazu ein Feuerwehrazzeichen und der kaiserliche Orden, den, wie alle Zuschauer wußten, der Apotheker des Ortes als Neffe eines Generals geerbt hatte. Herodes aber sprach:

O hoch erhabenes Glück
Heute lachest du mich an,
Da ich im Frieden sitz
Mit Gloria angetan.

Nun huldigte ihm sein Gefolge, das in Husarenuniform

stak, worauf er zur Seite trat, um der heiligen Familie, den Hirten auf dem Felde und den Weisen aus dem Morgenlande den Platz zu räumen, zwischen denen das übliche Krippenspiel, unterbrochen von Chorälen, abließ. Aber die Weisen betrogen sich plötzlich sehr unweise. Sie begrüßten, nachdem sie das Jesuskindlein angebetet und beschenkt hatten, höflich, wie sie waren, den im Hintergrund wartenden Herodes mit den Worten:

Glück zu! König in deiner Kron,
Wir Weisen hier vor deinem Thron
Es hat uns hergebracht ein neuer
Schein;
Es muß der Juden König sein!

Ach, wie sich die Haare des Tyrannen sträubten, als er rief:

Das macht mir rechte Herzenspein,
Daß neben mir ein neuer König sollte
geboren sein!

Flugs beorderte er die Priester vor sich, die es ja wissen mußten, wie es um die Mär bestellt sei. Sie blätterten in der Schrift, sie verkündeten die Prophezeiung, und schon befahl der Schreckliche, das Kindlein zu suchen, indessen die jäh klug gewordenen Weisen, unterstützt von herbeiflatternden Engeln, Josef und Maria bewogen, dem Stern nachzufolgen ins Ägyptenland. Das geschah ohne Verzug. Betrogen blieb der König zurück. Freilich, er gab sich noch nicht geschlagen.

Drum ihr Husaren!
Tut eure Grausamkeit nicht sparen,
Würgt die Kinder insgesamt,
Die zweijährig und darunter sein.

Es waren gehorsame Soldaten, und daß es gerade Husaren sein mußten, läßt Rückschlüsse zu auf manchen Strauß, den die Siebenbürger Sachsen mit den Ungarn zu bestehen hatten. Nun meldeten sie sich:

Wir sind willig und bereit,
Wir wollen hauen wir wollen ringen
Und alle zweijährigen Kinder umbringen.

So trieben sie es denn auch, aber das Jesuskindlein fanden sie mitnichten.

Das war das Herodespiel, das knapp vor dem zweiten Weltkrieg neue Verbreitung fand, aber das ist inzwischen schon wieder Geschichte geworden.

Der Weihnachtstag, „Krästag“ nannte man ihn, wurde am „Christsonnabend“, am 24. Dezember vormittag eingeläutet. Dabei gingen die Bauern, wie sie es zu Silvester, am „Jahresabend“, wiederholten, in den Garten und umwanden die Obstbäume mit Stroh, um sie frucht-

bar zu machen, doch das Vließ bedachten sie nicht besonders. Dem gezielte erst am 1. Januar eine ungewöhnliche Fürsorge. Aus einem Wasserkrug, auf dessen Grund Silbermünzen lagen, wurde es getränkt. Das Geld gehörte dem Knecht, der am frühesten fütterte. Diese Gunst ist verständlich, denn in der Neujahrsnacht können die Rinder sprechen, und wer begnadet ist, hört, was sie sagen. Am Heiligen Abend waren sie stumm. Dafür die Kinder um so lauter.

Die Drei- bis Sechsjährigen rannten am Nachmittag durchs Dorf und riefen in die Höfe hinein: „En Krästwurst äs meny, half firtl gebrunte weny äs meny, ir foter, ir motter, ir Lisl sele liewen.“ Ins Hochdeutsche übersetzt, heißt das: „Eine Christwurst ist mein, ein halb Viertel Brantwein ist mein, euer Vater, eure Mutter, eure Lese sollen leben.“ Und am nächsten Tag durften die Kleinen sich die Wurst holen und das halb Viertel Brantwein, das, wie wir hoffen wollen, nicht sie, sondern ihr großer Bruder sich hinter die Binde goß.

Nach dem einstündigen Vespärgeläute fand, wenn die Dämmerung sank, ein Gottesdienst statt, die Weihnachtsfeier des ganzen Dorfes. Dabei saßen die Bauern in der festlichen Tracht, umringt von ihren Söhnen und Töchtern, bis zu den Stufen des Altars hin, jedes ein Lichtlein in der Hand, die Frauen und Mädchen noch einen Blumenstrauß dazu. Und klang die Orgel zum letztenmal an, erhielten die Kinder ein Geschenk. Dann zog alles heim. Die Patinnen, Körbe am Arm, besuchten schnell ihre Taufkinder und steckten ihnen Gaben zu. In den Häusern durften die Kerzen der Christbäume erst angezündet werden, wenn hoch vom Kirchturm die Adjuvanten das „Stille Nacht, heilige Nacht“ über die verschneiten Höfe trompetet hatten.

Zu Mitternacht läuteten die Glocken nochmals und an vielen Orten wurde das „Puer natus“ vom Turm herabgelassen. Schon vier, höchstens fünf Stunden später, lange ehe es tagte, liefen die Glocken zur Christmette. Niemand schloß sich davon aus. Selbst die kleinen, eben gehfähig gewordenen Knirpse fehlten nicht. Auf dem Weg zum Gotteshaus grüßten die Heranschreitenden in ihren schweren Kirchenpelzen einander mit ernstem Segenswunsch.

(Fortsetzung folgt)

Die gebenedeite Stunde

(Fortsetzung von Seite 3)

kunft des Herrn schlen nahe. Die Zeichen deuteten darauf ...

Nein, nein! Es war ja doch nicht möglich, an all dies in Gelassenheit zu denken! Er hatte die Gemeinde als geschmückte Braut dem Herrn entgegenführen wollen. Nun aber saß er hier am Wege — ein geschlagener Mann. Er hatte nicht verhindern können, daß die Gebote übertreten wurden, daß Aberglaube in den Herzen nistete ... daß Schwermut wie Gift sich einfraß, und das mancher sein Leben abwarf wie ein zerlumptes Kleid. Seit Jahren hatte er kein neues Lied mehr finden können. Gericht ... Verwerfung ... der unfruchtbare Feigenbaum ...

Georg Weissel hatte das Gesicht in die Hände gestützt. Seine Ohnmacht flüchtete sich in die Dämmerung der Kindheit zurück. Er ließ sich gleiten auf halb bewußten Gedankenwegen, schwebte durch eine lichte, leichtgewellte Landschaft mit Wiesen und Felderbreiten, spürte inmitten dieser Landschaft das Heimatstädtchen wie die schirmende, warme Gestalt einer Mutter.

Er schrak empor. Was war das? Er hatte eben deutlich jemand rufen hören: „Die Nacht ist vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen!“ — Der Predigttext! Er schämte sich seines Halbschlafes. Der Predigttext — Römer drelzehn ... es war erklärlich, eine Sinnes-täuschung ... Aber es ergriff ihn doch auf eine herrliche, unabsehbare Art, zumal im gleichen Augenblick jenes mah-

nende körperliche Unbehagen ihn überfiel, das er seit langem kannte. Er war nun wieder hellwach und erinnerte sich mit Erschrecken daran, daß der Morgen kam, daß er bald Brot und Wein zu segnen und auszuteilen hatte; daß er Christi Fleisch und Blut in seinen Händen halten, auf seinen Lippen spüren würde; er selbst, Georg Weissel, verzagt und unwürdig — ein schlafender Knecht. Aus einer Tiefe, die sein Wille nicht beherrschte, stieg er auf: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach gehst; aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund ...“

Aber er fand nicht Ruhe; nicht den Frieden, den die Beter erhoffen. Er fand eine ziehende, schmerzliche Sehnsucht — etwas wie die ahnungsvolle Liebe ganz junger Menschen.

Wieder trat er ans Fenster. Der Mond war untergegangen, und nur der Schnee gab noch schwachen Schein. Er stand lange dort, ganz gelöst und ohne irgend etwas zu wollen. Und da geschah es ihm, wie es in früheren Jahren geschehen war: Eine Wortmelodie stieg in ihm auf — eine neue Melodie, nie gehört und doch unvertraut, als hätte sie schon vom Mutterleibe an in ihm gewohnt:

... Komm, o mein Heiland
Jesus Christ, / meines Herzens
Tür dir offen ist ...

Plötzlich erinnerte er sich klar und überdeutlich an etwas, das ihm zugestoßen war in dieser Nacht, bevor er auf der Bibel ruhend eingeschlafen war. Es hatte ihn durchzuckt mit wahnsinnigem Schrecken, denn er

meinte, es sei der Tod, der sich ihm schon nahen oder doch ankündigen wollte. Er hatte eine starke, scharfe Helligkeit gespürt, die jedoch nicht im Zimmer war — er sah sie ja bei geschlossenen Augen. Sie war auch nicht in ihm, sondern sie stand ihm gegenüber, alles durchdringend und alles fordernd, so daß er hatte schreiben wollen: „Herr, gehe hinaus von mir! Ich bin ein sündiger Mensch!“ Doch seine Stimme war erstickt. — Es war wohl doch schon ein Traum gewesen — aber spricht Gott nicht auch in den Träumen?

Im Hause waren jetzt schon leise Geräusche zu vernehmen: Schritte — Türenleises Klirren der Schlüssel. Aber die Geräusche trafen ihn noch nicht. Er hörte jetzt deutlich sein Lied. Er wußte jetzt, wie es begann, strahlend im Widerschein jenes nächtlichen Lichtes:

Macht hoch die Tür, das Tor
macht weit, / Es kommt der
Herr der Herrlichkeit.

Der Himmel hatte sich indessen gerötet, und in den Bürgerhäusern wurde hier und da ein Licht angezündet. Das mühsame Leben begann seinen neuen Tag. Georg Weissel öffnete das Fenster und atmete tief die kalte Morgenluft ein. Es tat ihm wohl zu sehen, wie eine Magd vor der Tür ihrer Herrschaft den Schnee wegkehrte und wie der Nachtwächter mit seinem Hunde bedächtigen Schrittes nach Hause ging. Aber all die vertrauten Bilder waren ihm wie aus Glas. Überall schien es hindurch wie eine große Schrift: „Er kommt!“ — Daß sie es alle nicht merkten ...

Wenn sie es wirklich sähen, alle, die da draußen einander zerfleischen, wenn sie es wirklich sähen, dann müßte ja das Entsetzen sie aufs Angesicht werfen. Wer anbetet, hat nicht mehr Zeit zum Hass.

„Ich habe nicht mehr Zeit“, sagte er leise. Er stützte sich schwer auf die Fensterbank und ließ sich in die Knie sinken, seine Stirn berührte das kalte Holz:

Dein heiliger Geist uns führ
und leit
den Weg zur ewigen Seligkeit.
Dem Namen dein, o Herr,
sei ewig Preis und Ehr!

In ihm war ein Brausen, als wollten die Sinne ihm schwinden. Die schmale Stube weitete sich über die Straße, über die Stadtmauer hinaus, umfaßte das ganze zerrissene, kämpfende Land. „... Daß sie alle eins werden ... ach Herr ... einmal, einmal ... alle gemeinsam singen: Dem Namen dein, o Herr, sei ewig Preis und Ehr!“

Die griechisch-orthodoxe Kirche

(Fortsetzung von Seite 3)

Kirche in den griechisch und slawisch bzw. rumänisch und albanisch sprechenden Ländern auch einen zweiten Hauptzweig der Ostkirchen, die schon seit frühester Zeit sowohl von der griechisch-orthodoxen als auch von der römisch-katholischen Kirche getrennt waren. Man nennt sie die Apostolischen Kirchen, weil sie den Anspruch erheben, von den Aposteln Jesu gegründet zu sein. Dies ist vor allem die Koptische Kirche Ägyptens, d. h. die Kirche jener Ägypter, die nicht zum Islam übertraten, sondern Christen geblieben sind. Sie gebrauchen in der Kirche nicht die arabisch, sondern die alte koptische Sprache. Einige Millionen Ägypter bekennen sich zu dieser Kirche.

Von ihr hat sich die Äthiopische Kirche getrennt, die bis zum Jahre 1936 zu der kopti-

schen Kirche gehörte. Dies ist die Kirche des in Äthiopien regierenden Stammes und seiner Dynastie. Daneben gibt es auch die Kirche der syrischen Nestorianer, die z. B. unter den sogenannten chaldäischen Christen Iraks bestanden hat und die Armenische Kirche, deren Hauptsitz sich in Transkaukasien in der Sowjetunion befindet. Das Haupt dieser Kirche heißt „Katholikos“. Es ist dies eine der ältesten Kirchen der Christenheit. Ihre Bekenner in der Türkei wurden während des ersten Weltkrieges entweder vertrieben oder erschlagen. Fast alle Ostkirchen haben Zweige, die sich der römisch-katholischen Kirche angeschlossen haben, aber dabei ihren eigenen, alten Ritus beibehielten. Der lateinische Ritus ist daher wohl der Haupttritus der römischen Kirche, aber keineswegs der einzige.

Der Kongress tanzte nicht nur

(Fortsetzung von Seite 6)

in durchsetzen wollte, wenn auch noch nicht erfolgreich. Die Zeit war noch nicht reif. Die konservative „Heilige Allianz“ zwischen den Monarchien Österreich, Rußland und Preußen, 1815 in Wien begründet, bestimmte den Grundton für die kontinental-europäische Lebensweise des 19. Jahrhunderts.

Der Deutsche Bund schließlich, den der Wiener Kongreß neben seinen übrigen staatlichen Neuordnungen in bewußter Abkehr vom alten Heiligen Römischen Reich deutscher Nation geschaffen hat, erwies sich als nicht lebensstark. Die Lösung war auch nicht glücklich, denn 35 souveräne Fürsten und vier freie Städte, in einem Staatenbund vereinigt, waren nicht das Ziel, das in der Begeisterung der Befreiungskriege vor Augen gewesen war. Und dem Bunde präsierte eine Nation, die ihre wichtigeren Interessen bereits außerhalb Deutschlands, im süd-osteuropäischen Raume sah. Für die Einheit des Volkes aber war die Zeit noch nicht da; die

Kräfte, die dorthin drängten, erwiesen sich als nicht stark genug.

Die Einheit tauchte erst ganz fern am Horizont auf, sichtbar nicht für die Zeitgenossen, sondern nur für die Nachlebenden. Als man in Wien noch um die abschließenden Formeln für das Deutschland von morgen rang, kündigte sich in einer Zeitungs-annonce das Deutschland von übermorgen an. In der Spenerischen Zeitung in Berlin stand am 2. April 1815: „Die gestern erfolgte Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne verfehle ich nicht, allen Bekannten und Freunden unter Verbitung des Glückwunsches bekannt zu machen. Schönhausen, den 2. April 1815. Ferdinand von Bismarck.“

Am selben Tage erließ Napoleon, von Elba entwichen, in Paris sein „Manifest an die Völker Europas“. Einen geschichtlichen Atemzug lang berührten sich drei Epochen, eine sterbende, eine beginnende und eine zukünftige.

“Mit Gloria angetan...”

Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen / Von Heinrich Zillich

IV

Die vier Bubengruppen, um ihren strahlenden Leuchter versammelt, stellten ihn vor oder auf den Altar, und jeder Knabe faßte ihn einmal an, als gelte es, sich durch die Berührung zu weihen. Die weißgekleideten Mädchen standen dicht geschart im Chor. Unter Orgelbegleitung begann im Wechselgesang das Quempas-Lied, wobei die Abteilungen je einen Viereckler sangen, wonach die Gemeinde mit dem „Freut euch von Herzen“ einfiel und hierauf die Mädchen allein eine Strophe hinzufügten. So floß das lange Gedicht im Hin und Her der hellen und dunklen Stimmen durch die Kirchenhalle.

Die Verkündigung, groß und erschütternd, von allen nach alter Regel zuchtvoll und mit überwältigender Würde vorgelesen, hatte in diesem Wechselgesang die Wucht einer überirdischen Offenbarung und wurde zum schimmernden, das ganze Dorf umschließenden unvergeßlichen Ereignis. Es war ein Gottesdienst, an dem jeder teil hatte, den jeder selbst vollzog, doch gebührt der Jugend, der Geburtsstunde des Heilands gemäß, die führende Rolle.

Zu diesen Bräuchen kamen noch andere in verschiedenen Orten, so etwa mitten in der Heiligen Nacht die Sonnenwendfeuer auf den Höhen, oder es zogen die Burschen auf einen Berg und schwenkten Fackeln, an deren oberem Ende dicke Strohbusche befestigt waren, um die Flamme zu vergrößern. Die Knechte betrieben das „Ansingen“ vor den Hoftoren mit dem

alten „Rorarund“, auch hier wieder ein lateinisches, von deutschen Verszeilen durchflochtenes Erbe aus vorreformatorischer Zeit. Bei der häuslichen Bescherungsfeier trat oft, wenn der Christbaum brannte, der „Kristmann“, der „heilige Krest“, der „Krampus“, der „Gotsbourich“, der „Pielzmierlen“ und wie er sonst noch hieß, zu den Kindern, erschreckte und beschenkte sie.

Vergessen sei nicht, daß diese Bräuche, ob sie heidnisch oder christlich waren, so gläubig, wie sie befolgt wurden, die Seelen tief anrührten mit der Ahnung des Überirdischen und der Wende, die jeder nahe fühlte.

Darauf folgte dann am ersten und zweiten Festtag, gleichsam als ein Zeichen der Rückkehr ins Irdische, die Lust am Essen und Trinken, die aber diemal nie ausartete. Die Bauern versäumten dabei nicht, des Pfarrers und Lehrers zu gedenken. Einst war nicht Weihnachten, sondern Neujahr der Tag des Beschenkens gewesen und blieb es weiterhin gegenüber den Geistlichen und Schulmeistern, denen erst zu Silvester, wenn die Patenkinder in Zukerteig ihr „Giorsken“ das „Jährchen“, entgegennahmen, auch eine Gabe zustand, dem Pfarrer das „weiße und grüne Jahr“, nämlich Bier und Obst.

General Shermans „March to the Sea“

(Fortsetzung von Seite 2)

jede Grausamkeit zu begehen. Die Bewohner wurden mit scharfen Bajonetten ausgefragt, wo sie ihre Wertsachen versteckt hätten. Möbel wurden zerschlagen, mit dem Gewehrkolben wurde auf ein Klavier für 400 Dollar getrommelt, um einige Töne herauszubekommen. Nach all den Untaten setzten die Räuber meist noch das ganze Haus in Brand. So hauste Shermans Armee.

Dem General kann für solche Untaten jedoch nicht die volle Schuld gegeben werden, obwohl es sicherlich ein unverzeihlicher Fehler von ihm war, die äußersten Grausamkeiten seiner Soldaten nicht zu verhindern. Kriminelle Elemente in der Armee hatten jedoch in den Wirren dieses Krieges — wie in allen anderen davor und danach

auch — die Gelegenheit, gegen die Regeln der Zivilisation und gegen die Strafgesetze zu handeln, ohne sich dafür verantworten zu müssen. Es war ihnen ein Vergnügen, in den aristokratischen Residenzen reicher Südstaatler zu wüten. Sie nahmen die Gelegenheit wahr, sich durch Plünderung wehrloser Bürger reich zu machen. Manche Offiziere, die Plündergruppen zur Versorgung der Truppe leiteten, steckten sogar mit ihnen unter einer Decke und legten sich eigene Beutekassen an.

Generalmajor Cox beschrieb den Zug eines solchen plündernden Strolchhaufens:

„Hier sah man einen silberbeschlagenen Familienwagen, gezogen von einer Kuh und einem Maulesel, außen und innen beladen mit allem, was das Land erzeugt, Gemüse und Tieren, lebenden und toten. Da wieder fuhr ein Ochsenkarren vorbei, ähnlich beladen, gezogen von einem unbeschreiblichen Zweigespann, ähnlich dem ersten. Auf dem Wagen saß ein zerlumpter Plünderer, mit einer Perlmütze, die vor 100 Jahren modern und wertvoll gewesen sein mochte, und mit einem Anzug, der wohl eine Generation vorher zu großen Bällen getragen wurde... Kein Karnevalsumzug konnte damit konkurrieren...“

Einige der Heerführer versuchten, dem Treiben der Soldaten Einhalt zu gebieten. Von General Jeff Davis wird berichtet, daß er einen Dieb, der Frauenkleider gestohlen hatte, zwang, sie anzuziehen und damit öffentlich herumzulaufen, damit jeder sah, daß und was er gestohlen hatte. Der in Deutschland geborene General Peter Joseph Osterhaus stellte gar Wachen vor alle Wohnhäuser, an denen das Heer vorbeizog. Doch auch dies nützte nichts, denn die Plünderer kamen oft in der hintersten Nachhut, wenn die Soldaten schon vorbeigezogen waren.

Sherman hatte sein Versprechen erfüllt: er hatte die Südstaatler heulen und fürchten gelehrt auf seinem Marsch zur See, auf dem er einen 40 Meilen breiten und etwa 250 Meilen langen Todesstreifen durch Georgia geschnitten hatte. Aller Widerstand der Bürger konnte ihn nicht aufhalten auf seinem Weg. Und verzweifelter Widerstand gab es genug. Senator B. H. Hill forderte in einem Aufruf an die Bürger von Georgia:

„Ihr habt jetzt die beste Gelegenheit, die sich je geboten hat, den Feind zu vernichten. Jeder Bürger mit seinem Gewehr und jeder Neger mit seinem Spaten und seiner Axt kann die Arbeit eines Soldaten verrichten. Ihr könnt den Feind zerstören, wenn Ihr seinen Marsch aufhaltet. Bürger Geor-

dem Lehrer ein Geldstück, das ihm die Schüler, in einen Apfel gesteckt, überreichten.

So erschöpfte sich die Christzeit in Siebenbürgen nicht nur mit der Stunde unter dem Weihnachtsbaum, obwohl diese immer gebieterischer, besonders in der Stadt, zum Gipfel der Festtage wurde; Advent, die hohen zwei Tage, ja Neujahr verknüpften sich mit den Wochen voll Erwartungen, Bräuchen und kultischem Bann zu einem ganzen Weihnachtsmonat.

Als im Januar 1945 alle Frauen und Mädchen vom 18. bis 30. und alle Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr von den Kommunisten zu fünfjähriger Fron in die Donezgruben verschleppt wurden, woher jeder achte nicht wieder zurückkehren sollte, und die bunten Weihnachtsbräuche nur mehr still von den um Gut, Feld und Hof gebrachten Daheimgebliebenen gefeiert werden konnten, da schmückten die Kinder dennoch den Schulraum mit Adventskranz und, weiß Gott aus welchen Verstecken hervorgeholten Kerzen, und ein Mädchen sagte plötzlich: „Wir wollen jetzt auch für meinen Vater beten“. Dies sagte so ein verlassenes Wesen, und wie sie dann alle beteten, war, wie man uns berichtete, die Fülle der alten Sitten und Gebräuche zusammengeschrunft auf das eine Ungeheuer, daß Kindermund und Weihnachten keinen anderen Wunsch hatte, als den Heiland anzurufen, damit er helfe.

Wenn wir heuer beim Lichterbaum sitzen, so mögen wir uns erinnern, daß dort fern in Siebenbürgen noch 170.000 Deutsche leben und wie das Kind in dieser Stunde auch nur um eine Gabe flehen, um die Hilfe des Heilands.

Zweimal Tod im Südatlantik

(Fortsetzung von Seite 4)

hatte die Seekriegsleitung schon im August 1939 zwei Panzerschiffe und 18 Unterseeboote in den Atlantik auf Wartestellung geschickt. Am 30. September begann „Admiral Graf Spee“ den Handelskrieg.

Inzwischen allerdings war aus dem Jäger der Gejagte geworden. England und Frankreich hatten gegen die beiden Panzerschiffe mehrere Suchgruppen mit 4 Schlachtschiffen, 14 Kreuzern und 5 Flugzeugträgern aufgebildet.

Am 13. Dezember war es soweit. Die „Spee“ sichtete die drei Engländer — den schweren Kreuzer „Exeter“ und die leichten Kreuzer „Ajax“ und

glas, bleibt fest, handelt rasch und fürchtet nichts.“

Ähnlich klingt die Botschaft der Delegation Georgias im Parlament der Konföderierten:

„Gebt jedermann Waffen! Bringt Eure Neger, Pferde, Herden und Verpflegung in Sicherheit vor Shermans Armee. Verbrennt, was Ihr nicht wegtransportieren könnt. Verbrennt alle Brücken, versperrt die Straßen auf seinem Weg. Belästigt die Eindringlinge von vorn; von der Seite und im Rücken — Tag und Nacht. Laßt sie nicht zur Ruhe kommen!“

Aber die Hoffnung, „die Yankees in die Sümpfe zu locken und zu ertränken“, erfüllte sich nicht. Nur einmal gab es bei einer Flußüberquerung unter den 15.000 Negern, die Shermans Armee folgten, um die Freiheit zu erlangen, einige Konfusion, als die Pontonbrücken wegen kleinerer Feindgeplänkel in der Nachhut zu rasch abgebrochen worden waren. Bäume, welche die Straßen versperrten und andere Hindernisse, räumten die Pioniere Shermans mit erstaunlicher Schnelligkeit fort. Sie waren kein ernstes Hindernis für den Marsch.

Am 15. November war Sherman in Atlanta losgezogen, am 12. Dezember eroberte er Fort MacAllister auf der Landseite Savannahs und am 22. Dezember fiel Savannah selbst — ohne Kampf, da die wesentlich schwächere Besatzung nachts aus der umzingelten Stadt zu fliehen vermochte.

Während dieses gesamten Marsches hatte die Union nichts von Sherman und seinem Heer gehört. Jetzt, nach einem Monat, erreichte den Präsidenten in Washington, Abraham Lincoln, folgendes Telegramm:

Savannah, Ga., den 22. Dez. 1864

„An Seine Exzellenz, Präsident Lincoln, Washington, D.C.“

Ich bitte, Ihnen die Stadt Savannah als Weihnachtsgeschenk übergeben zu dürfen mit 150 schweren Kanonen, viel Munition und etwa 25.000 Baumwollballen.

W. T. Sherman, Generalmajor“

„Achilles“ —, hielt sie jedoch zunächst nur für einen Kreuzer und zwei Zerstörer und die Sicherung eines Geleitzuges. Langsdorff griff siegesgewiß an und versenkte damit den Vorteil, mit seiner an Reichweite überlegenen 28-cm-Artillerie die Engländer, die nur 20,3- und 15-cm-Geschütze besaßen, auf Distanz zusammenschießen zu können.

Dennoch war das Gefecht für die Deutschen zunächst ein taktischer Erfolg. Schwer getroffen, brennend und ihrer Geschütze beraubt, schlich die „Exeter“ mit sieben Knoten Fahrt vom Kampfplatz. Auf der „Ajax“ fiel die Hälfte der Artillerie aus, und auch die „Achilles“ wurde getroffen. Hinter einer künstlichen Rauchwand setzten sich die Engländer ab. Doch „Spee“ nahm nicht die Verfolgung auf, sondern steuerte die La-Plata-Mündung an. Harwood wendete und folgte. Zu seinem größten Erstaunen sah er, wie das deutsche Schiff in Montevideo einlief.

Kampflose Sieger

Er wußte nicht, daß auch die „Spee“ fünfzehn Treffer erhalten hatte. Einige Artilleriegeräte waren ausgefallen, ein 15-cm- und ein 28-cm-Geschütz. Langsdorff hoffte, im neutralen Hafen die Seefähigkeit wieder herstellen zu können. Nach erbittertem diplomatischen Ringen gestanden ihm die Uruguayer 72 Stunden Aufenthalt zu. Die 36 Toten der „Graf Spee“ wurden in Montevideo beigesetzt, 60 Verwundete ausgeschifft. Unterdes entfesselten die Engländer einen Nervenkrieg. Da sie zunächst nur einen Kreuzer zu Harwood stoßen lassen konnten, behaupteten sie, ein Schlachtkreuzer und ein Flugzeugträger — die in Wirklichkeit noch Tausende von Meilen entfernt waren — ständen bereits vor dem La Plata und warteten auf die „Graf Spee“.

Das Panzerschiff san sich in der Falle von Montevideo gefangen. Gegen einige Kreuzer hätte es sich vielleicht noch freikämpfen können, nicht aber mehr gegen große Schiffe. Es besaß nur noch 306 Schuß für seine schwere Artillerie. Langsdorff kablette immer aufs neue nach Berlin.

Zwei Stunden vor Ablauf der Aufenthaltsfrist dampfte das Panzerschiff am 17. Dezember aus dem Hafen von Montevideo. Tausende drängten sich auf den Kais, um die erwartete Seeschlacht mitzuerleben. Doch plötzlich stoppte der 12.000 Tonnen große Panzer unmittelbar außerhalb der Hoheitsgewässer. Seine Beiboote liefen zu dem deutschen Frachter „Tacoma“ hinüber. Kurz darauf erzitterte der Boden in Montevideo. Eine rot-schwarze Wolke schoß aus dem Panzerschiff empor. Die „Spee“ war gesprengt worden.

Milliarden ... Milliarden ...

(Fortsetzung von Seite 1)

ges eine Aufgabe ist, die sich zwischen dem Budgetbüro und dem Präsidenten mit seiner „Körperschaft der wirtschaftlichen Berater“ abspielt. Die Bedeutung des Budgetbüros steigert sich dabei ständig, weil die Ausgaben und Einnahmen immer mehr in die Höhe gehen. Mit seinem gewaltigen Stab von Mitarbeitern bildet das Budgetbüro geradezu ein zweites Finanzministerium.

Das amerikanische Budget nähert sich bereits der Riesensumme von 100 Milliarden Dollar im Jahr. Es betrug im Jahre 1964 insgesamt 97,2 Milliarden und dürfte sich im Budgetjahre 1965 weiter erhöhen. Das Bestreben der Regierung geht allerdings dahin, den Betrag von 100 Milliarden nicht zu überschreiten. Aber auch die größten Bemühungen dürften es nicht verhindern können, daß das Budget im Budgetjahr 1965 den Betrag von 100 Milliarden erreicht oder übersteigt. Die gegenwärtigen Geldforderungen der einzelnen Regierungsstellen übersteigen bei weitem den Betrag von 100 Milliarden. Sie fordern tatsächlich 103 bis 109 Milliarden Dollar für das kommende Jahr, eine erschreckende Summe, wenn man bedenkt, daß das Budget vor zehn Jahren, d. h. 1955, im ganzen 64,4 Milliarden Dollar betragen hat.

Die Budgets der Einzelstaaten und Gemeinden steigen ebenfalls und sind auf insgesamt 143 Milliarden angewachsen. Hätte das Bundesbudget eine ähnliche Steigerung durchgemacht wie die einzelnen Staats- und Gemeindefinanzbudgets zusammengenommen, so wäre es heute fast um die Hälfte höher, als es tatsächlich ist.

Man sollte jedoch das Bundes- und Staatenbudget in einer gewissen Perspektive sehen, näm-

lich im Verhältnis zum amerikanischen Sozialprodukt. Dieses hat bereits 600 Milliarden Dollar überschritten. Wenn man nun erwägt, daß die Bundes-, Staats- und Gemeindefinanz zusammen rund 250 Milliarden Dollar im Jahr erreichen, dann nähern sich die Ausgaben für öffentliche Zwecke in Amerika bedenklich der Hälfte des gesamten Nationaleinkommens. Diese Verhältnisse sind dem Umstand zuzuschreiben, daß die Ansprüche der Öffentlichkeit an die Bundes- und Staatsverwaltungen unausgesetzt in die Höhe gehen, besonders was die Ausgaben für die öffentliche Wohlfahrt wie Altersfürsorge, Arbeitslosenunterstützung usw. anbetrifft. Dazu kommt, daß die Militärausgaben verhältnismäßig viel teurer zu stehen kommen als in der Vergangenheit, weil die neuen technischen Waffen, die Atomrüstung und die Raumfahrtunternehmungen ungemein kostspielig sind. Überhaupt hat sich die ganze Lebensweise der modernen Welt gegenüber der Vorkriegszeit wesentlich geändert.

Die in den Budgets angeführten Steuerentnahmen des Bundes und der Staaten zeigen deutlich, weshalb die Ausgaben der öffentlichen Hand jetzt so ausschlaggebend für die Wirtschaft geworden sind. Diese öffentlichen Stellen vereinen in ihren Händen heute schon rund 40 Prozent des Volkseinkommens für ihre Sach- und Personalausgaben. Was sie mit diesen gewaltigen Geldbeträgen anfangen, ist daher für das wirtschaftliche Leben des Landes von größerer Bedeutung als die Wirtschaftspolitik auch der größten Privatunternehmungen, deren Budgets auch nicht im entferntesten an die des Bundes und der Gesamtheit der Staaten heranreichen.